Bastian

Einiges aus Samoa und andern Inseln der Südsee.

Mit ethnographischen Anmerkungen zur Colonialgeschichte.

Berlin, 1889.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Bastian

Einiges aus Samoa und andern Inseln der Südsee.

Mit ethnographischen Anmerkungen zur Colonialgeschichte.

Adolf Bastian

Berlin, 1889.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Vorwort.

Die nachstehenden Erzählungen aus Polynesien bringen Uebersetzungen, solchen Gewährsmännern entnommen, die Gelegenheit und Neigung gehabt haben, während eines längeren Aufenthaltes in dortiger Inselwelt den Volkseigenthümlichkeiten derselben näher zu treten.

Zu gleichem Vorstellungskreis gehörig, ist früher bereits Einiges veröffentlicht, wie aus Gill's „Myths and Songs from the Pacific“: „Die Lehre von der Geisterwelt“ (cf. „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde“, Bd. I, Berlin 1888, S. 72), dann die tonganische Dichtung aus Mariner's Landsitz, von Martin aufgezeichnet (cf. „Beiträge zur naturwissenschaftlichen Behandlung der Psychologie“, Berlin 1883, S. 121), sowie die vom Kreisrichter Manning mitgetheilte Maui-Mythe, (cf. „Heilige Sage der Polynesier“, Leipzig 1881, S. 202), in ihrer Version auf Neuseeland, wo sie sich ebenfalls mit dem Feuerbringer verbindet, wie in der ersten Erzählung der hier folgenden Reihe, aus Turner's „Samoa, a hundred years ago and long before“. Und, (wie die ethnologische Autorität, der die Vorrede zu diesem Buche zu danken ist, zufügt), „even in the field of practical politics we may learn something of the Samoans“ (1884).

Auch zur Unterhaltungslectüre könnte sich Verwendung bieten, bei Anlegung stylistischer Feilung zum Glätten der Härten, die aus einem in seiner Fremdartigkeit noch unvertrauten Gedankengange entgegenzutreten pflegen, und wenn vom Leser in den vorliegenden Seiten angetroffen, zu Gunsten der sachlichen Gesichtspunkte dieser Veröffentlichung, übersehen, oder doch entschuldigt, werden mögen.

März 1889.

Bastian.

Ursprung des Feuers und andre Sagen.

(cf. Turner.)

1. Die Samoaner sagen, daß es eine Zeit gegeben, in welcher ihre Vorfahren Alles im rohen Zustande verzehrten, und daß sie den Luxus gekochter Speisen einem gewissen Ti'iti'i, dem Sohne Talanga's, verdanken. Dieser Talanga stand in hoher Gunst bei dem Gotte des Erdbebens Mafuie, der in den unterirdischen Regionen wohnte, wo ein ewiges Feuer brannte. Sobald dieser an einen bestimmten steilen Felsen trat und rief: „Felsen, thu Dich auf! Ich bin Talanga und bin hierher gekommen, um zu arbeiten!" öffnete sich der Fels, und Talanga ging hinein nach der Anpflanzung im Lande des Gottes Mafuie. Eines Tages folgte Ti'iti'i, der Sohn Talanga's, seinem Vater nach und beobachtete ihn, wie er in den Fels trat. Nach einiger Zeit trat auch der Jüngling an den Fels, und indem er die Stimme seines Vaters nachahmte, sprach er: „Felsen, thu Dich auf! Ich bin Talanga und bin gekommen um zu arbeiten!" und der Fels ließ ihn eintreten. Der Vater, welcher in der Anpflanzung beschäftigt war, erschrak, als er seinen Sohn vor sich sah und bat ihn, nicht so laut zu reden, damit der Gott Mafuie ihn nicht höre und zornig werde. Als er dort Rauch aufsteigen sah, fragte er den Vater, was das sei. Dieser sagte ihm, es sei das Feuer Mafuie's. „Ich werde hingehen und mir welches mitnehmen," sagte der Sohn. „Nein," rief der Vater, „er wird zornig werden, weißt Du denn nicht, daß er Menschen frißt?" „Was frage ich viel nach ihm," sagte der

kühne Jüngling und ging ein Lied summend auf den rauchenden Heerd los.

„Wer bist Du?“ rief Mafuie.

„Ich bin Ti'iti'i, der Sohn Talanga's. Ich bin gekommen, um mir Feuer*) zu holen.“ „Nimm es Dir,“ sagte Mafuie.

Er kehrte zu seinem Vater mit einigen Kohlen zurück, und beide machten sich daran, Taro zu backen. Sie zündeten ein Feuer an und waren eben dabei das Taro auf den heißen Steinen zu bereiten, als plötzlich Gott Mafuie den Ofen in die Luft sprengte, die Steine umherwarf und das Feuer auslöschte. „Nun,“ sagte Talanga, „bemerkte ich Dir nicht vorhin, daß Mafuie zornig werden würde?“ Ti'iti'i ging in Wuth zum Mafuie zurück und sprach zu ihm ohne jegliche Umstände: „Weshalb hast Du unsere Ofen gesprengt und unser Feuer ausgelöscht?“ Mafuie, erbost über solchen Ton und solche Sprache, rannte ungestüm auf ihn ein und beide rangen mit einander. Ti'iti'i erfaßte den rechten Arm Mafuie's, griff mit beiden Händen zu, drehte heftig um und brach den Arm ab. Dann ergriff er den andern Arm und stand im Begriff, denselben abzudrehen, als Mafuie sich für besiegt erklärte, und Ti'iti'i um Gnade bat, seinen linken Arm zu schonen.

„Laß mich diesen Arm behalten,“ sagte er; „ich brauche ihn, um Samoa grade und eben zu erhalten. Gieb ihn mir, und Du sollst meine hundert Weiber haben.“

„Nein, dafür nicht,“ sagte Ti'iti'i.

„Gut also, willst Du dann Feuer haben? Wenn Du mir meinen linken Arm lässest, so sollst Du Feuer haben, und Du kannst alsdann immer gekochte Speisen essen.“

„Zugestanden,“ rief Ti'iti'i, „Du behältst Deinen Arm und ich bekomme Feuer.“

„Gehe hin,“ sagte Mafuie; Du wirst Feuer in jedem Holze anfinden, das Du Dir schneidest.“

Und seit der Zeit, fügt die Sage hinzu, hat der Samoaner

*) Den Maori wird das Feuer von Maui gebracht, der die Inseln aufgefischt hat, mit heiliger Angel (Muttou-no-Mawe). R.

nur gekochte Nahrung genossen durch das Feuer, welches durch Reibung von trockenen Hölzern entsteht.

An diesen Mythus knüpft sich die Vorstellung, daß Mafuie irgendwo unter Samoa sich befinde; daß die Erde dort einen langen Handgriff habe, ähnlich einem Spazierstock, dem Mafuie dann und wann einen Stoß gäbe. Sie pflegten dann zu sagen, sobald sie ein Erdbeben verspürten: „Ti'iti'i sei Dank, daß Mafuie nur einen Arm hat; hätte er deren zwei, welche Erschütterung würde er erzeugen!"

Die Bewohner von Savage Island, 300 Meilen südlich von Samoa, haben eine ähnliche Sage über den Ursprung des Feuers. Statt Talanga und Ti'iti'i sprachen sie vom Maui, dem Vater, und Maui, dem Sohne. Anstatt durch einen Fels zu gehen, befand sich für sie der Eingang durch ein Rohrgestrüpp. Und statt einer Verabredung wegen des Feuers behaupten sie, der junge Maui habe, einem zweiten Prometheus gleich, es gestohlen, sei heimwärts geflohen und habe das ganze Gestrüpp in Flammen gesetzt, ehe der Vater ihn einholen konnte. Dieser versuchte nun vergeblich das Feuer zu löschen; und sie fügen hinzu, daß seit der That des jungen Maui sie Feuer besessen hätten und Speisen kochen könnten auf Savage Island.

2. Die Samoaner haben auch ihre Sagen vom „goldenen Zeitalter" in längst vergangenen Tagen, als noch alle Dinge die Fähigkeit besaßen zu sprechen. Sie konnten nicht bloß sprechen, sondern besaßen ebensowohl böse Gesinnungen, zankten und schlugen auf einander, gerade wie die Menschenkinder.

In der Mythologie findet sich eine Erwähnung von den ehemaligen Kämpfen der Schöpfung, von den Kriegen, welche Fels und Feuer und Erde und Gesteine mit einander führten. Dasselbe war der Fall mit der Pflanzen- und Thierwelt. Oder um es in ihren eigenen Worten zu erzählen.*) „Die kleinen Steine kämpften mit den Gräsern, die Steine wurden

*) Eine solche Evolution, im „struggle for existence", liegt auch in der Kosmogenie Hawaii's ausgesprochen, cf. „Heilige Sage der Polynesier", Leipzig 1881 (S. 70). R.

geschlagen und das Gras siegte. Das kurze Gras focht nun mit dem starken Unkraut, das kurze Gras wurde geschlagen und das starke Gras siegte. Das starke Unkraut focht nun gegen das hohe Gras der Gebüsche, aber das Unkraut wurde geschlagen und das Gebüsch siegte. Das Gebüsch kämpfte mit den Bäumen, das erstere wurde geschlagen und die Bäume siegten; die Bäume kämpften mit den Kriechthieren, die Bäume wurden geschlagen und die Kriecher siegten — und nun begannen die Kriege der Menschen."

Nur Schade, daß die Kämpfe der Menschheit nicht ebenso unblutig gewesen sind, als diejenigen, welche ihnen vorangingen!

3. Man erzählt eine Sage von einem Kampfe zwischen zwei Bäumen: einer Fijischen Banane und der Samoanischen Tatangia (acacia laurifolia). Es gelangte ein Gerücht nach Samoa, daß die Bäume vor Fiji mit dem Bananen-Baume gekämpft hätten, und daß derselbe sie Alle besiegt habe. Daraufhin zogen der Tatangia und noch ein anderer Baum in Canoes von Samoa hinüber, um mit dem Fijianischen Fechter zu kämpfen. Sie gelangten nach Fiji, gingen an's Ufer und da stand der Bananen-Baum. „Wo ist der Baum," fragten sie, „welcher all' die andern Bäume besiegt hat?" „Ich bin der Baum," sagte die Banane. Darauf sprach die Tatangia: „Ich bin hierhergekommen, um mit Dir zu kämpfen." „Sehr gut, laß uns fechten," erwiderte die Banane. Sie gingen auf einander los. Ein Zweig des Bananen-Baumes fiel ab, aber Tatangia sprang auf die Seite und blieb unverletzt. Ein anderer fiel, — und so fort — und Tatangia machte es ebenso. Zuletzt fiel der Stamm. Abermals sprang Tatangia zur Seite und entkam wiederum unverletzt. Darauf „begrub' der Bananen-Baum seine Augen in der Erde" und erklärte sich für besiegt. Da man von manchen Städten und Gegenden bildlich spricht unter Namen von Bäumen, die durch Stärke oder Schönheit berühmt sind, so ist eine Folgerung betreffs der wirklichen Fechter in diesen Kämpfen deutlich. Die gegenwärtige Generation indessen will nur ungern zugeben, daß damit die Kriege von Menschen beschrieben sein sollen.

Die folgende Sage ist eine Probe eines Fisch-Gefechtes: — Ein Hay, der seinen Aufenthalt in einer Höhlung an der Südküste von Savaii hatte, brachte alle Fische der Nachbarschaft zusammen, um mit dem großen, rothen Fisch von Manu'a zu kämpfen. Die Manu'a Fische mit ihrem rothen Anführer trafen sie im Ocean zwischen Tutuila und Manu'a. Sie kämpften gegeneinander. Die Savaii-Fische wurden geschlagen und flohen, verfolgt von den Siegern. Die Meisten von ihnen suchten Zuflucht unter Steinen und Felsen und entkamen, ihr Anführer aber, der Hay entfloh in seine Höhle. Er wurde indessen verfolgt und von den rothen Fischen Manu'a getödtet. Als bemerkt wurde, daß der Hay, die rothen Fische &c. wohl nur bloß figürliche Bezeichnungen für Anführer und Bezirke gewesen seien, und die Krieger mit den Flossen seien zweifellos wirkliche Menschen gewesen, zeigte sich in Bezug auf alle solche Erzählungen, daß die Samoaner streng an dem Worte hängen und unbedingt an die wirklichen Worte der Ueberlieferung glauben. Und dennoch haben sie bis zum heutigen Tage Städte und Bezirke mit solchen figürlichen Namen, abweichend von wirklichen Namen derselben, wie z. B. Schwertfisch, stechender Roche, Hund, wilder Eber, tonganischer Hahn, Fregatten-Vogel &c. Und wenn ehedem derartige Thiere auf Samoa bekannt gewesen wären, so würden sie zweifellos auch ihren Bären, ihren Löwen, ihren Adler gehabt haben, mitsammt den Geschichten von ihren Kämpfen.

4. Wir treffen auch auf Berichte von Gefechten, die von Vögeln einerseits und von Fischen andererseits ausgekämpft worden. Fische und Vögel übten den Gebrauch, einander freundschaftliche Besuche abzustatten. Die Inamgas oder die kleinen Süßwasser-Fische fühlten sich gekränkt, daß sie nicht gastfreundlich genug am Ufer von den Vögeln aufgenommen wurden; andererseits verachteten die Vögel die Inamgas wegen ihrer winzigen Kleinheit. Sie fochten mit einander, und die Fische siegten, und das Ende war, daß die Vögel in Fische und die Fische in Vögel verwandelt wurden, und daher sagen sie, daß die Rückengräte der Inamga so sehr hervorragt.

Aber hiernach fand eine andere Schlacht statt, in welcher

die Fische geschlagen wurden und die Vögel siegten; und von der Zeit her besitzen die Vögel Flügel und die Obergewalt, sowie das Recht an das Meer oder die Flüsse zu gehen nach ihrem Belieben und die Fische zu fassen, die in ihren Bereich kommen.

Noch ist ein Kampf zwischen der Eule und der Schlange bemerkenswerth. Derselbe verläuft folgendermaßen: Es waren einmal zehn Brüder mit Namen Sefulu, Iva, Valu, Fitu, Ono, Lima, Fa, Tolu, Lua und Tasi, so benannt nach den zehn Zahlen, welche zu jener Zeit mit Sefulu als 1 anfingen und mit Tasi als 10 aufhörten. Diese zehn Brüder gingen in den Wald, um Holz zu einem großen Canoe zu fällen. Sie kamen dazu, wie eine Eule und eine Schlange mit einander kämpften. Sefulu ging vorauf und ihm rief deshalb die Eule zu: „Sefulu, komm her und tödte meinen Feind, die Schlange, und wenn Du das gethan hast, so sollst Du ein Anrecht auf die Ifilele und Maota Zimmerhölzer haben." (Afrelia bijuga und Dysoxylon Sp.)

„Nein, laßt uns weiter gehen," sagte Sefulu, „es giebt noch viele andere Bäume, die unserm Zwecke entsprechen." Dann wandte sich die Eule an Iva und Alle die Andern bis auf Lua, und flehte sie an ihr zu helfen die Schlange zu tödten, aber jeglicher antwortete der Reihe nach wie Sefulu. Tasi aber ging auf das Bitten der Eule ein und sprach: „Ja, ich will's thun," und indem er seine Axt ergriff, holte er nach der Schlange aus und tödtete sie. „Gut gemacht, Tasi!" sagte die Eule, „und damit für alle kommenden Tage Deine Tapferkeit und Rücksichtnahme auf mich in Erinnerung bleibe, so sollst Du bei Allem, was gezählt wird, obenan zuerst stehen. Sefulu, der bislang der Erste war, soll jetzt der Letzte werden, und Du, der Du bisher der Letzte warst, sollst der Erste sein." Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag: Tasi ist der Erste, und Sefulu der Letzte.

5. Das Aussehen und die Formen von Dingen, wie im vorigen Beispiele, haben auch andere sagenhafte Erzählungen erzeugt. Man sagt, daß die Ratte einstmals Flügel hatte und daß die große Fledermaus oder fliegender Fuchs zu jener Zeit

flügellos war. Eines Tages sagte die Fledermaus zur Ratte: „Laß mich einmal ein wenig Deine Flügel probiren, damit ich sehe, wie mir das Fliegen gefällt.“ Die Ratte lieh der Fledermaus ihre Flügel, diese flog davon und kehrte nicht wieder, sie zurückzugeben. Und daher rührt das Sprichwort auf einen Menschen, welcher borgt und nicht zurückgiebt: „Wie die Fledermaus mit der Ratte.“

Es möge ein anderes Beispiel folgen. Mit Ausnahme des Berg-Pisang (Musa uranospatha) hängen die Fruchtbüschel der Bananen sämtlich abwärts, der Erde zugeneigt, wie die Trauben. Der Pisang treibt seine Fruchtbüschel gerade himmelwärts. Als Grund hierfür erzählt man, daß zu alten Zeiten alle Bananen ihre Köpfe aufrecht getragen, aber sie geriethen mit dem Pisang in Streit, kämpften und wurden geschlagen, und seit jener Zeit lassen sie die Köpfe hängen zum Zeichen ihrer Niederlage, während der Pisang noch heute aufrecht steht als Symbol des eigenen Sieges.

6. Sie haben noch eine Menge fabelhafter Erzählungen, die sich auf sprichwörtliche Reden des täglichen Lebens beziehen. So die Geschichte von: Vogel und Schildkröte. Ein Vogel hatte seinen Wohnsitz auf einem Felsen, von dem eine kühle Quelle frischen Wassers in den nahen Strom sich ergoß. Eines Tages erschien eine Schildkröte. Sie erfrischte sich in dem kühlen Bade, und da sie dann und wann emportauchte, um um sich zu schauen, wurde sie rauh von dem Vogel angeredet: „Wer bist Du?“ — „Ich bin eine Schildkröte.“ — „Woher bist Du gekommen?“ — „Von dem heißen Salzmeere.“ — „Was thust Du hier?“ — „Ich bade und erfreue mich an dem schönen, kühlen, frischen Wasser.“ — „Packe Dich fort, dies ist mein Wasser.“ — „Nein, es ist ebenso gut das Meinige, wie das Deinige.“ — „Nein, mir gehört es, und Du hast davon zu bleiben.“ — „Nein, das thu ich nicht. Ich habe ebenso viel Recht, hier zu bleiben, wie Du.“ — „Gut also,“ sagte der Vogel, „laß uns entscheiden, wer von uns Recht hat: Wir wollen beide fortgehen, und wer am Morgen zuerst wieder hier ist, soll ein Recht auf die Quelle haben.“ „Es mag so sein,“ sagte die Schildkröte, „ich gehe

hinab zur salzigen See, und Du machst Dich auf nach dem Dorfe."

Die Schildkröte*) war schon vom Meere zurück, aufwärts den Fluß, bis zur Quelle gekommen, als es noch früh am Morgen war. Der Vogel dachte, es habe keine Noth mit großer Eile, da er mit einem einzigen Flügelschlage an dem Felsen sein konnte. So setzte er sich nieder zum Schlafe bis die Sonne aufging, dann flog er hinüber zum Felsen, aber hier war schon die Schildkröte vor ihm erschienen! „Du bist da, wie ich sehe," sagte der Vogel. „Ja," erwiderte die Schildkröte, „und die Quelle gehört mir." Und daher erklärt sich die Anwendung des Sprichwortes auf die Trägen und Spätkommenden: „Hier kommt der Vogel, die Schildkröte ist vor Dir hier!"

7. Eine andere Fabel ist folgende: Es waren einmal drei Freunde, eine Ratte, eine Schnepfe und ein Krebs. Sie dachten, sie möchten einmal um sich sehen auf dem Meere und so entschlossen sie sich, ein Canoe zu bauen und zu einer Kreuzerfahrt hinauszurudern. Sie thaten, wie gedacht, und als das Canoe fertig war, fuhren sie ab. Die Schnepfe ruderte vorne, als Zweiter der Krebs und die Ratte steuerte. Ein Windstoß kam, und das Canoe schlug um. Die Schnepfe flog zum Ufer, der Krebs versank und die Ratte schwamm. Sie war bald ermüdet, aber ein Achtfüßler kam daher, und diesen bat die Ratte um Hülfe. „Komm auf meinen Rücken," sagte der Achtfüßler. Die Ratte war zu glücklich, das zu dürfen. Nach einer Zeit sagte der Achtfüßler: „Wie schwer Du bist! mein Rücken schmerzt mich." „Ja," sagte die Ratte, „ich schluckte zu viel Salzwasser, als ich schwamm; aber trage mich nur ein wenig länger, wir werden bald am Ufer sein."

Als der Achtfüßler das Ufer erreichte, rann die Ratte davon in den Busch. Der Achtfüßler fühlte noch den Schmerz, und entdeckte nun, daß die Ratte an seinem Nacken genagt

*) Die indochinesische Fabel erzählt vom Wettlauf der Schildkröte mit Garuda (G. u. E. B., S. 287), in der Parallele der einheimischen vom Swinegel (und Aehnliches wiederholt sich in Südamerika u. a. O.).

hatte. Der Achtfüßler ward zornig, rief alle seine Freunde, darunter die Eulen, zusammen und bat sie die Ratte zu verfolgen und zu vernichten. Das thaten sie, fingen sie, tödteten und verzehrten sie; aber es war kaum ein Bissen für Jeden, so viele waren ihrer. Und daher rührt das Sprichwort als Mahnung, nicht Gutes mit Bösem zu vergelten: „Sei nicht wie die Ratte mit dem Achtfüßler, es wird Dir Böses widerfahren, wenn Du (das thust) so handelst".

8. Hier folgt eine Geschichte von Toa und Pale, oder Hero und Helper.

Der König von Fiji war ein wilder Cannibale, und das Volk schmolz unter ihm zusammen. Toa und Pale waren Brüder, sie wünschten zu entfliehen, um nicht getödtet zu werden für den Ofen. Sie flohen in den Wald und wurden zu Bäumen. Es war nur einen Tag zuvor, als eine Gesellschaft in den Wald zog, um einen geraden Baum auszusuchen für den Kiel eines neuen Canoe des Königs. Das wußten sie, und deshalb verwandelte sich Pale in einen krummen Stamm, überwuchert von Gestrüpp, damit er von den Zimmerleuten des Königs nicht möchte umgehauen werden, und rieth auch Toa, es ebenso zu machen. Er weigerte sich indessen und zog es vor, aufrecht da zustehen, als ein schöner gerader Baum.

Die Gesellschaft kam bei ihrem Suchen nach einem Kiel an denselben Ort, freuten sich über das Aussehen von Toa und beschlossen, ihn niederzuschlagen. Sie hieben auf ihn ein, und Toa wurde zu Boden gefällt, aber Pale, welcher nahe dabei war, richtete ihn sogleich wieder empor. Die Zimmerleute waren betroffen — sie hieben wieder darauf los — aber es war dasselbe. Sie fuhren fort, und Hauen, Fallen, Wiederaufrichten ging so fort, bis die Nacht anbrach, und sie die Sache aufgaben. Als sie fort waren, sagte Toa zu Pale: „Welch ein Toa (Mühe) bin ich Dir gewesen:" Und daher rührt das Sprichwort bis auf diesen Tag, wenn Jemand oder ein Gegenstand dem andern Mühe gemacht hat, so sagt er zu dem, der es erduldet, im sympathischen und entschuldigenden Tone: „Welch ein Toa ist es für Dich gewesen."

9. Folgende sind noch einige dieser Sprichwörter, nur etwas kürzer dargestellt.

(1) „Eins und doch Tausend," ist die gewöhnliche Beschreibung eines geschickten Menschen, und entspricht unserem Ausdruck: „Er ist ein Feind gegen sich selber."

(2) „Bloß der Schein einer Falte." Gesagt von einem dünn gewachsenen Menschen, der fast zum Schatten zusammengeschrumpft ist. Nicht eine wirkliche, gestaltete Matte, sondern bloß der Schein einer solchen.

(3) „Viele Fußabdrücke." Gesagt von einer großen Niederlassung, welche Viele besuchen bei einer Festlichkeit, einem nächtlichen Tanze oder einer öffentlichen Versammlung irgend welcher Art.

(4) „Eine einfache Coco-Nuß." In Bezug auf eine einzelne Nuß, die am Baume hängt. Dies wird von Jemand gesagt, der keine Brüder mehr hat, und der deshalb die einzige Nuß der Familie genannt wird.

(5) „Groß und doch klein." Angewendet auf einen bevölkerten Ort, der keinen Muth hat; oder auf eine große Familie, aber ohne irgend Jemand, der etwas Muth hat.

(6) „Die Leere eines großen Korbes." Viele Nahrungsmittel erscheinen nur gering, wenn in einen großen Korb gethan. Auch die Bevölkerung eines großen Dorfes, wenn die Häuser weitläufig stehen, scheint klein, bis sie wirklich Alle beisammen sind.

(7) „Der Bruch eines Coco-Nuß-Blatt-Netzes." Dieses Blattnetz ist eine Gebilde um Fische an einer langen Schnur aus Coconuß-Blättern einzuschließen, welches leicht wieder zusammengebunden werden kann, sobald die Blätter zerbrechen. Dies wird von einem Häuptling gesagt, welcher stirbt, aber eine Anzahl von Söhnen hinterläßt, die seinen Platz einnehmen.

(8) „Hinterwärts stark." Wenn eine Familie an Zahl sehr stark ist, so wagt es Niemand, sie zu beleidigen. Wenn jedoch eine Anzahl davon stirbt, so sind die Ueberlebenden leichter der Kränkung und Beleidigung der Nachbarschaft ausgesetzt. Im Falle eines solchen bösen Umstandes werfen sie es auf ihre Beleidiger zurück, indem sie sagen: „Vorher durftet Ihr uns nicht kränken."

(9) „Helfen bei der Last." Wie Jemand hinzueilt und seine Hand ausstreckt, um zu (erleichtern) stützen die Schulter einer schwachen Person, die unter einer Last stolpert, so sagt man von Jemand, der einem öffentlichen Redner bei einer Schwierigkeit aushilft, er hilft bei der Last.

(10) „Den todten Vogel zudecken." Wenn eine Taube ihre Genossin fallen sieht, so fliegt sie herab und bedeckt den Leichnam mit ihren Flügeln, als wolle sie auch getödtet werden. Hiermit vergleichen die Samoaner einen Bruder, welcher sich in den Feind stürzt, nachdem sein Bruder verwundet, wenn er gleich selber getödtet würde.

Die Himmel und die Himmels-Körper.

(cf. Turner.)

1. Die Samoaner behaupten, daß in früheren Zeiten die Himmel einst herabgestürzt seien, und daß die Menschen gezwungen waren, umherzukriechen gleich den niederen Thieren. Nach einer Zeit hoben die Pfeilwurzel und andere ähnliche Pflanzen die Himmel empor,*) und der Ort, an welchem die Pflanzen wuchsen, wird noch heute ausgezeichnet und Teengalaneje oder Ort des Emporhebens der Himmel genannt. Aber die Häupter des Volks fuhren fort an das Gewölbe zu klopfen, und der Ort war außerordentlich heiß. Eines Tages kam eine Frau daher, welche Wasser geschöpft hatte. Ein Mann trat auf sie zu und sagte, er wolle die Himmel emporrichten, wenn sie ihm etwas Wasser zu trinken gäbe. „Richte sie zuerst auf," erwiederte sie. Er hob sie empor und sagte: „Ist das genug"? „Nein", sagte sie, „ein wenig höher". Er brachte sie nun noch höher, und danach reichte sie ihm ihre Wasserflasche aus Cacconußschale. Eine andere Sage erzählt, daß der Riesengott Ti'iti'i die Himmel

---

*) Auf den Gilbert hebt ihn der Octopus empor (Dūchy unterstützend), während sich bei den Maori Himmelspfosten erforderlich zeigen, cf. Inselgruppen in Oceanien (S. 143). R.

emporgehoben, und daß an der Stelle, wo er gestanden, sich Löcher in dem Felsen vorfinden, nahezu sechs Fuß lang, welche als seine Fußspuren bezeichnet werden.

2. Die Ueberlieferung berichtet, daß die Leute auf der Erde*) in früheren Zeiten einen häufigen Verkehr mit den Himmeln unterhielten. Einige dieser Besuche werden verschiedentlich erzählt. Die Sagen gründen sich wahrscheinlich auf die Idee, daß die Himmel am Horizonte zu Ende seien. Sie glaubten dieselben seien fest und von gewisser Ausdehnung; und deshalb nannten sie eine weite Reise nach einer andern Insel einen Besuch nach einem andern Himmelstheile. Wenn Weiße erschienen, so glaubte man, diese und ihr Schiff, das sie trug, seien in irgend einer Art durch die Himmel gefahren, und noch bis heutigen Tag werden die Weißen von ihnen Papalangi oder Himmelsbrecher genannt.

Aber die Einbildung verlangte eine größere Umständlichkeit, und daher rührt die Verschiedenartigkeit der Ueberlieferungen, wonach die Menschen auf und ab wandeln bei ihren Besuchen, welche sie den Himmeln abstatten. Eine Sage erzählt von einem Berge, dessen Spitze in den Himmel reichte. Eine andere besagt, daß eine sehr dichte Rauchsäule die Menschen empor hebe. Eine andere erzählt von einem Baume, der nach dem Fallen gemessen, sechszig Meilen lang war. Ein anderer Baum wird erwähnt, der wie eine Art Leiter gestaltet war, aber in verschiedenen Abtheilungen gab es Insekten, welche die Steigenden zurücktrieben durch Stiche, weshalb nur Wenige, und zwar die Muthigsten ihren Weg verfolgten. Zuerst gab es einen Theil, der mit cockroaches (Rochen) umherschwärmte; dann einen Ort, der voller Ameisen war; dann kam eine Abtheilung, welche mit großen giftigen Ameisen bedeckt war; darüber war wieder ein Theil des Baumes mit Hundertfüßlern bedeckt, von wo Mancher wieder zur terra firma herabkletterte. War indessen die Region der Hundertfüßler überwunden, so erreichte man bald einige

*) Auch am Alt-Calabar kennt die Schöpfungsgeschichte den Verkehr zwischen Himmel und Erde, vor dem Fall. cf. „Der Fetisch“, Berlin 1884 (S. 91). R.

schönere Zweige, auf welche die Touristen sich niederließen und auf einen Windzug nach oben warteten, der sie eine zeitlang auf und abschaukelte und sie dann plötzlich in den Himmel hob.

3. Einige merkwürdige Sagen werden auch über die Sonne erzählt. Eine Frau, genannt Mangamangeie wurde schwanger, als sie in die aufgehende Sonne blickte. Ihr Sohn wuchs auf und wurde „Kind der Sonne" genannt. Bei seiner Verheirathung wandte er sich an seine Mutter wegen der Mitgift; diese schickte ihn zu seinem Vater, der Sonne, um diesen darum zu bitten. Sie zeigte ihm den Weg, welchen er machen mußte zu ihm. Indem er ihren Weisungen folgte ging er eines Morgens mit einer langen Schlingrebe aus dem Gehölz — welche das beste Ersatzmittel für ein Seil liefert, erklomm einen Baum, warf sein Seil, welches einen Haken am Ende trug und erfaßte die Sonne. Er trug sein Anliegen vor und empfing wie (Pandora) ein Geschenk für seine Braut. Die Sonne fragte anfangs, worauf seine Wahl gefallen — auf Segen oder Unglück? — „Segen", war seine Erwiderung, und er kam herab mit einer Ladung Segen in einem Korbe. Es wird noch eine andere Sage über den Samoanischen Phaethon erzählt, ähnlich derjenigen über den Hawaiischen Maui. Er und seine Mutter waren ärgerlich über die Schnelligkeit, mit welcher die Sonne in jenen Tagen ihren Lauf vollbrachte, sie ging auf, kam zum Meridian und ging unter, „ehe sie beide ihre Matten lüften und trocknen konnten". Er beschloß deshalb, sie zum Langsamergehen zu zwingen. Früh des Morgens erklomm er einen Baum, versehen mit einem Seil, an dessen Ende ein Haken war; dieses schleuderte er auf die Sonne und fing sie, gerade wie sie am Horizonte auftauchte. Die Sonne machte alle Anstrengungen, um sich zu befreien, aber vergebens. Als sie zuletzt befürchtete erdrosselt zu werden, rief sie aus: „Habe Mitleid, Erbarmen mit mir, schone mein Leben, was willst du"? — „Wir wollen, daß du langsamer gehst", war die Antwort, „wir können keine Arbeit vollenden". „Gut, so laß mich gehen; zukünftig will ich langsamer wandeln". Er ließ sein Seil los, und seit der Zeit

ist die Sonne langsamer gegangen und hat längere Tage gegeben.*)

Die Sonne war der gewöhnliche Zeithalter des Tages. Die Nacht war in drei Abschnitte eingetheilt: Mitternacht, und der erste und zweite Hahnenschrei. Alsdann erschien die Sonne: Zuerst im Aufgange, dann das Emporsteigen ihrer hellen Bahn, ferner die Stellung senkrecht, alsdann die Wendung zum Abwärtsgehen, und schließlich der Untergang.**) Sie glaubten, die leuchtende Sonne versänke im Ozean, durchfahre denselben und käme am Morgen an der andern Seite wieder empor. Man glaubte, daß die Auffuhr unter den Wogen bei ihrer Berührung des Horizonts sehr groß war, und es galt für eine der schlimmsten Verwünschungen, wenn Jemand in den Ozean versinken sollte und die Sonne glühend***) auf seinem Scheitel untergehe.

In noch älteren Sagen wird auch von Menschenopfern gesprochen, die man der Sonne darbrachte. Hiermit kommt Papatea im Osten nochmals als derjenige Ort in Verbindung, wo die Opfer dargebracht wurden. Wenn die Sonne aufging, so rief sie nach Opfern, und ebenso, wenn sie unterging. Dies währte achtzig Tage, und die Bewohner waren beinahe verschwunden. Ein Mädchen Namens Ui und ihr Bruder Luamaa entflohen von Papatea und gelangten nach Manua, aber ach! die Sonne verlangte auch hier ihre täglichen Opfer. Sie ging die Häuser der Reihe nach durch, und wenn ein jedes ein Opfer aus der Zahl ihrer Bewohner geliefert hatte, so begann die Forderung eines Opfers wieder beim ersten Hause. Der Leichnam wurde auf einem Peradanusbaum niedergelegt und dort verschlang ihn die Sonne. Nun kam auch die Reihe an den Luamaa geopfert zu werden, aber seine Schwester wurde von

*) Der (auch den Indianern bekannte) Schlingenfänger der Sonne wird (auf Neuseeland) von seinen Brüdern unterstützt, cf. Inselgr. i. Oc. (S. 158). R.

**) Bei den Maori geht die Sonne nieder in die Höhle Uranga-o-te-Ra (Ra oder Sonne), im Westen als Amenthes (für Ra oder Tmu). R.

***) Zu Sertorius' Zeit hörte man das Zischen im westlichen Ocean (bei Sonnenuntergang). R.

Mitleid erfüllt und verlangte, statt seiner geopfert zu werden. Sie legte sich nieder und rief: „O, du grausame Sonne, komm und verzehre dein Opfer, wir alle werden von dir verschlungen werden". Die Sonne sah dies Mädchen Ui an und fühlte Begierde mit ihr zusammen zu leben, und deshalb machte sie den Opfern ein Ende und nahm sie zum Weibe. Eine andere Sage erzählt, daß Ui die Tochter des Königs von Manu'a gewesen, und daß dieser seine Tochter als ein Opfer darbrachte und so die Opfer zu Ende führte, indem er sie zur Retterin seines Volkes machte.

4. Einige der Planeten waren bekannt und benannt. Mi Fetu benennt man alle himmlischen Körper mit Ausnahme von Sonne und Mond. Die Venus wird der Morgen- und Abendstern genannt. Mars ist der Matamemea, oder der Stern mit dem verdörrten Blatt-Gesicht. Die Plejaden werden Lii oder Matalii, Augen des Häuptlings, genannt. Der Gürtel des Orion ist der Amonga oder die Last, welche auf einer Stange zwischen den Schultern getragen wird. Die Milchstraße heißt Ao lele, Ao to'a und die Aniva. Ao lele bedeutet fliegende Wolke und Ao to'a stehende Wolke. Meteore werden Fetu ati afi, oder Stern, die ein Licht holen, genannt, und Kometen heißen Pusa loa oder verlängerter Rauch.

5. Wie in allen Theilen der Welt, so umspielt auch in Samoa den Mond ein Sagenkreis. Man erzählt, daß zwei junge Leute, Punifanga und Tafalin den Mond besucht hätten. Der Eine stieg an einem Baume hinauf, und der Andere an einer dichten Rauchsäule aus einem Feuer, das er selber zu diesem Zwecke entzündet hatte. Man sagt auch von einer Frau Sina, oder der Weißen, daß diese lange Zeit mit ihrem Kinde dort gewesen sei. Sie war eines Abends damit beschäftigt, mit einem Hammer auf einem Brett aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes den Stoff zur Kleidung zu schlagen. Dies geschah während einer Hungersnoth. Der Mond ging just auf und erinnerte sie an eine große Brodfrucht, und indem sie empor blickte, sagte sie: „Weshalb kommst Du nicht herab, und läßt mein Kind einen Bissen von Dir nehmen?" Der

Mond ward zornig über den Gedanken, gegessen zu werden, und kam unverzüglich herab und nahm sie mit hinauf, mitsammt ihrem Kinde, dem Brette, dem Hammer und Allem. Wenn es Vollmond ist, so schaut die Jugend Samoa's noch hinauf und spürt dem Gesichte Sina's, dem Antlitz des Kindes, dem Brett und Hammer nach zur Bekräftigung der alten Sage.

Der Mond war der Zeithalter des Jahres. Das Jahr war in zwölf Mond-Monate eingetheilt, und jeder Monat war durch einen Namen bekannt und allgemein gebräuchlich durch die ganze Gruppe. Hierbei gab es freilich einige lokale Ausnahmen, und ein Monat wurde oft nach einem Gotte benannt, der in jenem Monat speciell verehrt wurde. Man sagt, daß in alten Zeiten es allgemein war, den Monat nach dem Gotte zu benennen, dessen Anbetung in diesen Zeitraum fiel. Bei einem Volke, das keine bestimmte astronomische Daten kannte, waren Einschaltungen leicht möglich und die Namen der zwölf Monate blieben gleichmäßig.

Januar.

1. Dieser Monat wurde Utu va mua oder das „erste Yamgraben“ genannt, weil alsdann der wilde Yams gegraben wurde, während der angebaute noch nicht reif war und auch vom frühen Yamsgraben.

2. Andere sagen, daß der Utu va mua von zwei Brüdern herstamme, mit Namen Utuvamua und Utuvamuli, die einst bei einem Kriege im Himmel, wobei ihre Partei geschlagen worden, auf die Erde flohen und die Januarstürme mitbrachten.

3. Eine dritte Erzählung besagt, daß Utuvamua der ältere Bruder und Utuvamuli der jüngere gewesen sei, und daß diese zur Zeit eines großen Krieges auf der Erde in den Himmel geflohen seien; daß die Hügel Haufen Erschlagener seien, mit Erde bedeckt, welche aus den Thälern gegraben und daß dann, wenn die beiden Brüder hinabsehen auf sie, ihr Weinen, Wehklagen und Seufzen den Sturm und den Wirbelwind errege.

4. Der Monat wurde auch Aitu tele, großer Gott, genannt,

wegen des Hauptfestes in diesem Monat. Andern Ortes wurde er Tangaloa tele genannt aus einem ähnlichen Grunde.

Februar.

1. Dieser Monat wurde Toe utu va, oder „Wiederausgraben" genannt, wegen der Yam-Ernte.

2. Der Name wird auch dadurch erklärt, daß ein weiteres Aufwühlen der Winde stattfand und Stürme erregte.

3. Aitu iti, oder kleine Götter, ist ein anderer Name wegen der Verehrung der geringeren Hausgötter in diesem Monat.

März.

1. Genannt Faaafu, oder „Verwelken," wegen des Verwelkens des Yam und anderer Pflanzen, welche „wie Muscheln" gefärbt sind.

2. Taaafanua ist ein anderer Name des Monats, was bedeutet: das Land durchstreifen und durchwandern, als Name eines Gottes, der um diese Zeit verehrt wird.

3. Auch Aitu iti genannt oder kleine Götter, wegen Verehrung der Hausgötter, die man besonders anflehte, die Familie in diesem Jahre mit Stärke zu segnen, um im Streit und Kampf zu siegen.

April.

1. Dieser Monat wurde Lo genannt von einem kleinen Fisch, der in ungeheuren Mengen zu dieser Zeit erscheint.

2. Auch Fanonga genannt, oder Zerstörung, der Name eines Gottes, welcher auf den östlichsten Inseln der Gruppe während des Monats verehrt wird.

Mai.

Wird Aununu genannt, oder „zerquetschter Stengel," weil zu dieser Zeit der Stengel des Yam zerquetscht und pulverisirt wird. Andere sagen, der Monat würde so genannt, wegen der Menge boshafter Dämonen, welche zu dieser Zeit umherwandeln sollen. Sogar die Seefische sollten um diese Zeit besessen und ungewöhnlich wild sein. Der Mai ist meistens ein ungesunder Monat, da er die Zeit des Uebergangs aus der

feuchten Jahreszeit zur trockenen bildet, und daher rühren die vernichtenden Krankheiten und abergläubischen Einfälle.

Juni.

Dieser Monat wird Olo amanu oder „Singen der Vögel" genannt, wegen der ungewöhnlichen Freude unter den Vögeln über die reichliche Versorgung mit Knospen und Beeren. Die herrlich rothen Blüthen der „Erythrina indica" fangen an hervorzukommen und als Gäste die Parrakants und andere Vögelchen herbeizulocken.

Juli.

Er wird Palolo mua oder „der Erste des Palolo" genannt. Dies ist der erste Monat des Halbjahres, welches die Palolo-Jahreszeit heißt zur Unterscheidung vom andern Halbjahr, das den Namen Jahreszeit der Passatwinde führt. Palolo (Palolo viridis) ist jener eigenthümliche Meerwurm, welcher von gewissen Theilen der Korallen-Barriere drei Tage lang im Laufe des Jahres ausschwärmt, worüber die Eingeborenen sich äußerst freuen, und zwar weil dies so selten geschieht. Wenn das letzte Mondviertel spät fällt im October, so wird der Palolo am Tage vor dem letzten Viertel gefunden, am selben Tage des Viertels und am Tage nachher. Fällt das letzte Viertel zu Anfang October, so erscheint der Palolo erst im letzten Viertel des November. Der mittlere Tag, oder der Tag des Viertels ist der Haupttag zum Einsammeln dieser Meerwürmer.

August.

Dieser Monat heißt Palolo muli oder „Nache-Palolo" genannt. Pa bedeutet „brechen, bersten," und lolo „fettig oder ölig," wahrscheinlich rührt der Name her von der fettigen oder öligen Beschaffenheit der Würmer, sobald sie zerbrechen oder aufbersten und zu Haufen gleich nach dem Einsammeln aufgeschüttet werden. Man findet sie nur eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, denn nach dieser Zeit sind sie verschwunden.

September.

1. Der Name dieses Monats war Mulifa, was so viel wie „Ende des Stengels" vom Talo oder arum esculentum be-

deutet. Da dieser Monat ungewöhnlich trocken und heiß ist, so lassen die sengenden Sonnenstrahlen von dem Talo-Stengel wenig mehr übrig, als ein kleines Ende.

2. Eine andere Ableitung von Mulifa ist das „Ende" der Jahreszeit zum Fang des Fisches Fa.

October.

Dieser Monat wurde Lotuaga oder „Regen-Gebete" genannt, weil um diese Zeit die besonderen Bitten an die Regengötter gerichtet werden.

November.

Der Name dieses Monats war Taumasa mua, „der Erste des Ueberflusses," denn Fische und andere Nahrungsmittel waren in Menge da, und dann folgten die Palolo- und fliegende Haken-Feste. In den Häusern der (Anführer) Vorsteher im Dorfe waren öffentliche Mahlzeiten an der Tagesordnung.

December.

Dieser Monat hieß Toetaumasa oder „Beendigung der Festlichkeiten." Nahrungsmittel waren jetzt nicht mehr in Ueberfluß da, und nach ein paar Decemberstürmen und Cyclonen herrschte großer Mangel.

In Falealupo (im Westen von Savaii). Dort befanden sich zwei runde Oeffnungen in den Felsen, nahe der Bucht beim Dorfe, in welche die Seelen der Verstorbenen eintraten, um zur Geisterwelt zu gelangen, welche unter dem Ocean liegt und Pulotu genannt wird. Die Häuptlinge passirten die größere Oeffnung, während das gewöhnliche Volk durch die engere gehen mußte.*) Dorthin wurden sie von einer Schaar Geister

*) Die Annamiten beachten ähnliche Rangtrennung bei der Einladung zum Todtenfest, an verschiedenen Tagen für Reiche und Arme, weil sonst die Seelen der Ersteren den Letzteren die geschenkten Opfergaben zum Tragen aufbürden würden (s. B. d. ö. As., IV). R.

geleitet, welche über dem Hause, wo sie gestorben waren, schwebten und die gerade Richtung durch den Wald nach Westen nahmen. Hier befindet sich ein Stein am westlichen Ende von Upolu, der „Springstein" genannt, von welchem die Geister auf ihrer Fahrt in die See sprangen, nach Manono schwammen, auf dieser Insel wieder von einem Steine hüpften und nach Savaii hinübergelangten, dann über Land nach dem Fafa bei Falealupo, wie der Eingang zu ihrem Hades genannt wurde, kamen. Die Dorfbewohner der Gegend lassen ihre Vorhänge aus Cocosblättern mit dem Dunkelwerden dicht herunter, um die Geister abzuhalten, welche nach ihrer Meinung beständig hin und wieder ziehen. Nahe am Eingange in die unteren Regionen stand ein Cocosnußbaum, welcher der Baum von Leosia genannt wurde, oder der „Wächter". Stieß ein Geist gegen diesen, so kehrte er wieder zurück zu seinem Körper. In solchem Falle der Rückkehr von den Thoren des Todes freute sich die Familie sehr und jubelte: „Er ist zurückgekehrt von dem Baume „Wächter"."

Luao oder Luaoo, was mit „Hohler Abgrund" übersetzt werden kann, ist eine andere Bezeichnung für den Ort, an welchem die Geister der Verstorbenen hinabfahren sollen. „Mögest Du hinabrumpeln in den hohlen Abgrund" war ein gewöhnlicher Fluch. Am Boden dieser Höhle war nach der Beschreibung derselben ein rinnender Bach, welcher die Seelen der Verstorbenen hinwegspülte nach Pulotu, dem Wohnsitz von Saveasiuleo. Sobald sie das Wasser berührten, so durften sie weder rechts noch links sehen, oder versuchen nach einer oder der andern Seite sich zu wenden. Auch konnten sie nicht zurückgelangen, da die Heftigkeit des Stromes dieses verhinderte. Es gab in der Geisterschaar eine sich gleichbleibende und gemischte Gesellschaft. Alle, welche an verschiedenen Krankheiten gestorben — Gutaussehende und Häßliche, kleine Kinder und Alte, Häuptlinge und gemeine Leute — Alle trieben gemeinsam dahin. Sie waren indessen in einem Zustand, der kaum noch (wenig mehr) als lebendig zu nennen war, und dieser halbbewußtlose Zustand währte, bis sie den Hades von Palotu erreichten, wo sich eine

Badestelle befand, Vaiola*) oder „Wasser des Lebens“ genannt. Sobald sie hierin badeten, wurden sie lebendig, gesund und kräftig. Krankheit jeder Art verschwand, und sogar der Aelteste wurde wieder jung.

Man glaubte, daß es in diesen unteren Regionen Himmel, Erde und Meer gäbe, Früchte und Blumen, Pflanzen, Fische und Kochen, Heirathen und Geheirathetwerden — Alles ebenso, wie in der Welt, von welcher sie kommen. Ihre neuen Körper waren indessen geflügelt in eigenthümlicher Weise, sie konnten sich des Nachts erheben, zu leuchtenden Funken oder Dünsten sich verwandeln, ihre frühere Heimath wieder aufsuchen und sich beim Morgengrauen wieder durchs Gebüsch in den Pulotu-Hades zurückziehen. Solche Besuche wurden gefürchtet, sie galten als Botschaften für irgend ein Unglück, das den Sterblichen drohe, besonders denen, mit welchen die Verstorbenen in Zwietracht gelebt hatten. Durch Geschenke und reuiges Bekenntniß bestrebten sich die Beleidiger in ein gutes Einvernehmen mit den Verstorbenen, welche sie beleidigt hatten, zu kommen. An einer Stelle befand sich im Schattenreich eine Stadt Nonoa genannt oder „Gränze“, in welcher alle Geister stumm waren und nur an ihre Brust schlagen konnten, um die gegenseitige Liebe auszudrücken.

Saveasiuleo,**) oder „Savea des Echo's“, war der König dieses Schattenreiches. Der obere Theil seines Körpers war menschenähnlich und ruhete in Gesellschaft seiner Häuptlinge in einem Hause; der untere Theil war fischartig und streckte sich hinab in das Meer. Dieses königliche Versammlungshaus wurde gestützt von aufrechtstehenden Körpern von Häuptlingen, die auf Erden von hohem Rang gewesen waren, und jetzt stolz darauf waren, Pfeiler im Palast des Königs von Pulotu zu sein.

Falealupo steht auch in eigenthümlicher Weise in der Samoanischen Sage mit Tapuitea, oder dem Planet Venus, in

*) Ishtar sucht das Lebenswasser in der Unterwelt, während das Vai-ora Tane's aus dritter Himmelsterrasse hergebracht wird, und Sonne und Mond, — *αἱ μακάρων νῆσοι* der Pythagoräer (s. Jambl.) —, sich beim Baden verjüngen (aus der Nacht Hine-nui-te-po's). R.

**) Hikuleo auf Tonga, cf. „Inselgruppen in Oceanien“ (S. 30). R.

Verbindung. Tapu war ein Mann, welcher mit seiner Frau Tea dort wohnte. Sie hatten eine Tochter Namens Tapuitea, aus der Vereinigung der Namen der Eltern. Den Ort, an welchem ihr Haus stand, nannten sie Leviuli oder „Schwarzapfel" wegen der Erscheinung, daß eines Tages die Sonne mit einer Wolke bedeckt war. Als Tapuitea größer wurde, ward sie die Frau des Königs von Fidschi und wohnte nun hier. Sie hatte einen Sohn und bedachte sich eines Morgens lange, welchen Namen sie demselben geben solle, als einige Canoe-Bauer vorüberzogen und mit ihren Geräthen in den Körben rasselten, die sie auf den Schultern trugen. Wegen des Gerassels der Werkzeuge nannte sie ihren Sohn Toi-va-i-totonu-o-leato-a-tufunga, oder, wie Einige schreiben, Toivaitotonuoleatoatufunga. Dieses entsetzliche, vielsilbige Wort bedeutet einfach: „Rasselnde Beile in den Körben der Zimmerleute." Es wurde jedoch abgekürzt und der Knabe wurde einfach Toiva gerufen. Sie hatte noch einen Sohn, welchen sie Tasi nannte, was „Eins" bedeutet.

Nach einiger Zeit wurde die Frau Tapuitea wild, Hörner wuchsen aus ihrer Stirn, sie aß Menschenfleisch und zehn bis funfzehn Fidschianer waren für ihren Appetit erst hinreichend. Der König erblickte mit Bestürzung die Hörner auf dem Kopfe seiner Frau, ging hin und erzählte Toiva und Tasi, daß ihre Mutter eine Menschenfresserin geworden sei, und daß sie wohl daran thäten, nach Samoa zu entfliehen. Das thaten sie auch. Bald wurden Toiva und Tasi von ihrer Mutter vermißt. Sie ging umher und suchte nach ihnen; ihr Gatte sagte, er wisse nicht, wo sie seien, und nachdem sie ganz Fidschi durchforscht hatte, entdeckte sie ihre Fußspuren an der Bai in der Richtung auf Samoa. Sie sprang ins Meer, schwamm nach Samoa und erreichte Falealupo. Sie drang gerade aus ins Gebüsch und lebte dort, aber befriedigte ihre cannibalischen Begierden, sobald sie ein Opfer erlangen konnte. Viele der Falealuponer flohen diesen Ort. Tasi wurde so bange vor seiner Mutter, daß er seinen Bruder bat, ihn lebendig zu begraben. Das that Toiva und daher kommt der Name eines Steines, welcher Tasi heißt.

Eines Tages, als Tapuitea vom Gebüsch hinab dem Meere zuging, sah sie plötzlich die Fußspuren ihres Sohnes Toiva im Sande, folgte diesen bis zu einem Teiche und sah hier den Schatten (Bild) Toiva's im Wasser. Sie war toll vor Freude, sprang und lachte und schrie, und dann tauchte sie hinab ins Wasser, wobei sie vergeblich nach dem Schatten haschte. Als sie untertauchte, stieß sie ihre Hörner gegen einen Felsblock, daß sie abbrachen. Sie war bald wieder an der Oberfläche, und Toiva, der in einem Pandanusbaum saß, rief aus: „Siehe in die Höhe!" Sie sah nach oben und erblickte nun den wirklichen Körper ihres vermißten Sohnes. Sie weinte laut, bat ihn herabzukommen und sagte, er sei recht unfreundlich gegen sie gewesen. Er seinerseits schalt sie und tadelte sie wegen des Todes aller ihrer Freunde, „und nun," sagte er, „willst Du auch mich fressen." Sie gestand, daß sie grausam und die Ursache des Todes vieler Leute gewesen sei, aber das wäre nun vorbei; sie beschloß nun, zu den Himmeln empor zu fahren und nie wieder zurückzukehren. „Gehe," sagte er, „gehe fort," und sie ging fort. Aber bevor sie hinaufstieg, sagte sie, sie wolle scheinen als ein Abendstern und ihm Licht spenden zu seiner Abendmahlzeit. Sie versprach auch des Morgens zu leuchten, wenn er ins Gebüsch zöge zur Zeit des Taubenfangs. Nachdem sie dieses gesagt hatte, fuhr sie auf gen Himmel, wurde der Planet Venus, welcher Tapuitea heißt. Wenn derselbe des Morgens erscheint, so wird er Fetu ao, oder Morgenstern, genannt, und man sagt, er habe den Himmel durchschritten. Der Grund, weshalb der Stern nie höher hinaufstiege, sei der, daß Tapuitea nicht wünsche, höher zu steigen, als der Baum sei, auf welchem ihr Sohn zu sitzen pflegte. Nachdem sie zum Himmel hinaufgefahren, ging Toiva in den Wald und rief alle Leute aus ihren Verstecken zurück, indem er ihnen erzählte, daß seine cannibalische Mutter gen Himmel gefahren und daß jede Gefahr jetzt vorüber sei. Die Namen Tasi und Toiva sind noch als Familiennamen in Falealupo in Anwendung.

Aus Mangaia.

(cf. Gill.)

Rangi war der erste Mensch; denn Datea war halb Mensch, halb Fisch und wohnte in der unsichtbaren Welt. Als Rangi das Land wohlgefällig betrachtete, das er glücklich aus den Schatten emporgezogen hatte, beschloß er, jeden Winkel und jede Ecke zu durchforschen, und zu sehen, ob es noch andere Bewohner seines Besitzthums gäbe.

Nachdem er eine Strecke auf dem nördlichen Theile der Insel dahingewandert war, ohne die geringste Spur eines lebenden Wesens zu entdecken, näherte er sich einem wunderbaren Haufen von Felsblöcken, welche über einem furchtbaren Schlunde hingen, in welchem die Gewässer der umliegenden Thäler sich in den Ocean ergossen. Eine Anzahl von Höhlen stießen hier aneinander, zu denen der Zugang durch weite Blöcke versperrt ist. Rangi rief hier laut aus nach seiner Gewohnheit: „Oo" (Hallo, da!). Zu seiner Ueberraschung antwortete sofort eine Stimme aus den Felsen: „Oo". Rangi fragte: „Wie heißt du?" Statt einer befriedigenden Antwort kam die trotzige Gegenfrage: „Wie heißt du?" Erzürnt hierüber rief Rangi jetzt seinem unsichtbaren Gegner zu: „Woher kommst du?" Aber immer noch schien der unsichtbare Sprecher abgeneigt, sich zu entdecken, und an Rangi's Ohren schlugen die erzürnten Worte: „Woher kommst du?" Unfähig, dieses länger zu ertragen, verfluchte er den verborgenen Bewohner der Höhle und schalt ihn „Aitamamaoa", d. i. „der stets Entfernte" oder „der Versteckspiel-Geist"; aber alsbald hörte er sich selber in demselben Ausdruck und denselben Worten schelten. Offenbar nahm dieses spottende, unsichtbare Wesen auf Menschen keine Rücksicht. Rangi sank in

seiner eigenen Achtung bedeutend, da er so ungeziemend angeredet worden und es erschien ihm sicher, daß es in der Absicht lag auf seine uneheliche Abkunft anzuspielen. Der erste Beherrscher Mangaia's beschloß nun, unter allen Umständen das freche Geschöpf, welches sich hartnäckig in den Felsen verborgen hielt, zu Gesicht zu bekommen. Indem er vorsichtig von Fels zu Fels sprang, betrat er die Schlucht, stets nach dem bisher unsichtbaren Bewohner ausschauend; aber auf seine Bemühungen erfolgten nur sarkastische Antworten. Die Kluft wurde dunkler und enger, aber Rangi hielt tapfer aus auf seinem Wege. Als er zufällig emporsah, gewahrte er, daß das halbkreisförmige Dach überall mit durchscheinenden, blinkendem Gehänge von Stalaktiten bedeckt war, weiß, wie eine Reihe schrecklicher Zähne, die beinahe seine Schultern berührten, Tropfen kalten Wassers fielen zwischendurch herab auf den steinigen Boden. Von unten stieg eine Reihe Stalaktiten aus dem Boden der Höhle empor. Ueberwältigt von dem Anblick dieser weiten, offenen Rachen, augenscheinlich bereit, ihn zu verschlingen, wich er unwillkürlich einige Schritte zurück, und indem er nochmals emporsah, fiel zum ersten Male ein heller Schein auf die Gestalt einer weiblichen Fee, die herzlich lachte über seinen Schreck.

Sobald Rangi seinen Gleichmuth wiedergewonnen, wünschte er den Namen dieser wunderbaren Erscheinung zu wissen. Die Antwort war: „Ich bin Tumuteanaoa" oder das Echo (wörtlich: der sprechende Höhlengeist). Ich bin das Wesen, welches überall auf Mangaia die Felsen bewohnte, bevor du noch deinen Fuß auf diesen Boden setztest. Rangi fragte, ob sie auch Kinder habe. Das Echo antwortete: „Ich habe eine große Zahl Nachkommen, Tumu-te-erue-ma oder Erdgräber" genannt. „Wo sind diese?" fragte der wißbegierige König. „Sie sind auf den Gebirgen, und schweifen fern in dem Farnkraut umher", antwortete der höfliche Höhlengeist.

Dann verließ Rangi das Echo und machte sich auf, ihre Kinder zu suchen. Er war noch nicht hoch an dem nächsten Berge hinaufgelangt, wobei er das Farnkraut und das hohe Gestrüpp zertrat, als er auf eine Schaar dieser „Erdgräber" oder

Ratten stieß! Rangi verwunderte sich, daß die Nachkommenschaft der Mutter so sehr unähnlich sehe, die doch keineswegs hätte überredet werden können, ihren Lieblingssitz in den Felsen zu verlassen.

Die Höhle, in welcher Rangi zuerst die Bekanntschaft mit Tumuteanaoa oder das Echo machte, wurde von da an Aitumamaoa oder das Haus der stets Entfernten oder des Versteckspiel-Geistes genannt.

Im Verlaufe seiner fortgesetzten Nachforschungen traf Rangi noch öfters mit der bekannten Fee Echo zusammen, welche überall zu sein schien, und er bemerkte, daß außer den „Erdgräbern" in dem trocknen Grase und Farn der Gebirge, sie auch noch andere Nachkommen habe, welche die Thäler und die dunklen Gewässer des kleinen Suos in Veitatei bewohnten, nämlich kleine Garneelen, Aale und andere Süßwasserfische, die sich dort aufhalten, und innerhalb der Schlünde und Klüfte der benachbarten Felsen, — wo ihr eigentlicher Ursprung ist.

Rangi fand, daß seine kleine Welt schon angefüllt war mit Bewohnern, die alle von dem großen Tumu-te-ana-oa entsprangen. Hieraus entwickelte sich nicht die geringste Störung noch Unannehmlichkeit, da das Echo eine höfliche und harmlose Fee war; ihr einziger Fehler war, daß sie ein wenig boshaft war, wenn sie von Fremden angeredet wurde.

Es ist oft von den Weisen früherer Zeiten bestritten worden, ob Rangi wirklich als der erste Bewohner Mangaia's bezeichnet werden darf, da er doch das Echo bereits im Besitz der Felsen und Höhlen fand. Man kam zuletzt zu dem Schlusse, daß während Rangi der erste Mensch und König gewesen, so war das Echo die erste und Mutter der Feen — welche als zahllose Geister der Felsen, Thäler, Hügel und Flüsse bewohnen, was die fruchtbare Nachkommenschaft des „sprechenden Höhlengeistes" beweist.

Bei den Marquesas werden noch bis zu diesem Tage den Echo göttliche Ehrenbezeugungen dargebracht, da sie Nahrung spenden sollen und „zu den Anbetern aus den Felsen sprachen".

Der Besuch Capitain Cook's auf Atiu.

(cf. Gill.)

Die Insel Atiu, von Cook „Wateeoo" genannt, liegt 120 Meilen nördlich von Mangaia. Es sind zwei Zwillingsinseln aus der Hevey-Gruppe, denn beide sind fast gleich hoch, gleich an Gestalt und Ausdehnung, sowie an geologischer Formation und an Produkten. Es ist bemerkenswerth, daß der große Seefahrer, von Neu-Seeland kommend, die Reihe von Inseln Mangaia, Atiu, Tahutea (in den „Vogages" freilich „Olahootaia" gesprochen), Manuae oder Hervey's-Insel und schließlich die Palmerstone's-Insel entdeckte, und dennoch die beiden einzig reichen und fruchtbaren Inseln dieser Gruppe (Rarotonga und Aitutahi) nicht fand, welche Häfen aufwiesen und im Stande waren, die „Resolution" und die „Discovery" mit Allem zu versehen, was sie dringend bedurften. Während eines kürzlichen Besuches auf Atiu wurde gefragt, was ihre bejahrten Väter, die Capitain Cook noch gesehen hatten, ihnen von dem ersten Besuche der weißen Männer auf ihren schroffen Korallen-Inseln erzählt hätten. Ihr mündlicher Bericht stimmte wohl mit der gedruckten Erzählung überein, bis auf einzelne hinzugesetzte Kleinigkeiten.

Atiu wurde am 31. März 1777 in Sicht bekommen. Am folgenden Tage landete Lieutenant Gore von der „Discovery" an der südlichen Küste in einem Einschnitt des Riffes, genannt „Orovaru", welche die Eingebornen noch zeigten. Von da wurden die Fremden auf einem passirbaren Wege in's Innere geleitet und ihnen alle Ehrenbezeugungen erwiesen. Es ist gewiß, daß das Volk seine wunderbaren, hellhäutigen Freunde gewaltsam würde gefangen genommen haben, wenn nicht Mai

(Omai, der Dolmetsch) übertriebene Aussagen gemacht hätte über die Tapferkeit der Europäer und die Wirkung ihrer Feuerwaffen.

Die Eingebornen von Atiu sagen, daß sie sehr verwundert gewesen sind über die Frage, ob sie je Menschenfleisch gegessen hätten. Viele noch jetzt Lebenden haben mir versichert, daß sie sich oft damit gesättigt. Ein Eingeborner der benachbarten Insel Mauke erzählte, daß viele von seinen Landsleuten im Jahre 1819 erschlagen und von den obsiegenden Atiuanern verzehrt worden seien. Die Bewohner von Mitiaro wurden in ähnlicher Weise von den „sanft-blickenden Atiuanern" behandelt, wie letztere sich scherzweise selber nennen.

Ursprünglich gab es nur einen Häuptling auf Atiu. In der Zeit von Cook's Besuch waren ihrer zwei dort, welche gleiches Ansehen genossen, nämlich Tiaputa und Tangepatolo. Capitaine Cook ging nicht selber ans Ufer. Bei der Landung von Lieutenant Gore fragten ihn die Häuptlinge unter Anderem: „Seid Ihr einer von den Söhnen Tetumu's? Seid Ihr ein Sohn der Groß-Wurzel oder der Ursache, dessen Kinder halb Götter und halb Menschen sind? — Nach ihrer Mythologie war Tetumu der Vater der Götter und Menschen und der Urheber aller Dinge. Die weiße Gesichtsfarbe der Fremden, ihre wunderbare Kleidung und Bewaffnung, alles deutete auf eine göttliche Abstammung hin nach ihrer Ansicht. Auf diese Nachforschungen gab man keine Antwort. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren diese für Maî sowohl, wie für Lieutenant Gore unverständlich.

An diesem denkwürdigen Tage waren die Fremdlinge Gäste des Tiaputa, der zu Ehren derselben Tänze und andere Vergnügungen anordnete. Das Kava-Getränk, der Nektar der polynesischen Götter und Bewirthung (Schmaus) war in Ueberfluß vorhanden. Vierzig kleine Ferkel wurden gebraten und den Fremdlingen vorgesetzt, die dann nach dem Marae geleitet wurden, wo eine Art Verehrung (Anbetung) ihnen zu Theil wurde, als Söhnen des Tetumu.

Die Atiuaner behaupten, daß die Schiffe vier Tage vor ihrer Insel gelegen hätten, wohingegen der Berichts der „Vogages" offenbar nur einen einzigen Tag für die Unter-

handlungen angiebt. Aber wenn wir bedenken, daß die Atiuaner das unbewohnte Eiland Takutea (wo Cook einen Proviant an Kokosnüssen ꝛc. einnahm) als einen ihrem Besitzthum zugehörigen Theil ansahen, der von ihrer Haupt-Insel nur durch einen Canal von vierzehn Meilen getrennt war, so verschwindet der Widerspruch. Atiu erschien am 31. März in Sicht und am 3. April wurde endlich von Takutea abgesegelt, was die Correktheit der einheimischen Tradition beweist. Eine merkwürdige Prophezeiung war bei den Insulanern schon vor der Entdeckung von Atiu, durch Capitain Cook,*) bekannt. Ein Gott mit Namen „Tanè-mei-tai" = „Tanè vom Ocean hervor" würde eines Tages ihre Küsten besuchen. Diese neue Gottheit spräche eine fremdartige Sprache, führe fremde Gegenstände und Gebräuche ein und würde die Eingebornen schlecht behandeln. Dieses Orakel wurde nun mit einem Male auf ihre berühmten Gäste bezogen, so daß kein geringes Mißtrauen und große Furcht sich dem Vergnügen, den „Tute" zu schauen, beimengte. „Tane" wurde als einer „der ruhmvollen Söhne von Tetumu" angesehen. Deshalb war die Frage an Lieutenant Gore bei seinem Erscheinen ganz angemessen.

Zum ersten Male wurden sie mit einer Rasse bekannt, die so ganz verschieden von ihrer eigenen war. Viele Geschenke wurden den Insulanern für ihre Gastfreundschaft gemacht, wie Perlen, eiserne Nägel, Messer, Streifen von Zeug und verschiedene eiserne Aexte, die genau mit der übereinstimmten, welche einige Tage vorher an Kirikovi, dem Häuptling von Mangaia, geschenkt war.

Die Krone aller Geschenke war Mai's Hund, der erste, welcher je auf der Hervey-Gruppe gesehen wurde.

Capitain Cook spricht sein Erstaunen aus über ihre „unglaubliche Unwissenheit," indem sie den „sonderbaren Irrthum" begehen, die Schafe und Ziegen an Bord der „Resolution" „Vögel" zu nennen. Das von ihnen in der That gebrauchte

*) In Hawaii wurde Cook als Lono empfangen, weil in dessen heiligen Monat anlangend, in der Feierzeit, wie auf Fiji für Ratumaimbulu beobachtet, den Erntegott (wenn aus Bulu rückkehrend). R.

Wort war „Manu," welches überhaupt jedes Wesen bezeichnet, das am Boden oder durch die Luft sich bewegt. Der Ausdruck wird auch häufig für menschliche Wesen angewandt, so daß die Atiuaner vollständig korrekt sich ausdrückten.

Atiu soll der Name des ersten Menschen auf der Insel sein. Eine merkwürdige Sage wird über diesen Adam von Atiu berichtet: Eine Taube, der Lieblings-Vogel von Tangaroa, kam aus dem Geisterreiche hierher und ließ sich auf eine Zeit in einer Grotte, die noch als „Tauben-Quelle" bekannt ist, nieder. Große Wassertropfen fielen schwerfällig hernieder von dem Steingewölbe, kleine Wirbel im klaren Gewässer unten verursachend.

Als nun die Taube sich erfrischte, indem sie die kühlende Flüssigkeit schlürfte, erblickte sie in der Quelle den Schatten (das Bild) einer weiblichen Gestalt von großer Schönheit. Nun war aber die Taube von Tangaroa in Wirklichkeit eine der Götter, die geschwind die liebliche Gestalt umarmte, und dann in die Stätte der Unterwelt zurückkehrte. Das Kind, das auf diese Weise entstand, wurde „Atiu" = Erste Frucht = Erstgeborner genannt, — und von ihm hat die Insel ihren Namen. Infolge dieser Sage erhoben sie ihre Insel durch die Benennung ein Götterland, wobei sie sich selber als eine Art Götter betrachteten, die mit dem Geist der Gottheiten begabt war.

Die Doppel-Canoe's auf Atiu sind für gewöhnlich fünfzig Fuß lang, mit Mast und Segeln versehen. Das Tauwerk ist aus der Rinde des Hibiscus-Citronenbaumes verfertigt. An Hundert und fünfzig Männer, Weiber und Kinder machen es sich öfters auf diesen primitiven Fahrzeugen bequem. Wenn diese vom Stapel laufen, so kann man folgenden Gesang hören, der Bezug hat auf den Besuch von Capitain Cook auf Atiu. Dieses Lied, ungefähr um's Jahr 1780 entstanden, lautet:

Das atiuanische Canoe-Lied.

Solo: Ich segele nach Groß-Tahiti;*)
Oh, Ihr Götter Tu und Tangaroa,
Seid mir gnädig, dann fahre ich ab.

*) Um die vom König Tahiti's im Verließ gehaltene Sonne zu be-

Chor: Ziehe hinunter.
Solo: Oh, Freunde, es ist geschehn!
Chor: Ziehe hinunter.
Solo: Horchet! Die Feuerwaffen, sie schießen.
Was bedeuten diese „Knalle"?
Schreckliche Waffen.
Wen sollen sie schrecken?
All' unsre Leute, welche schreien,
Daß Cook's Schiffe bei uns erschienen sind.
(Ich) Ziehe hinunter.
Chor: Ach, zieh' doch, ziehe hinunter.
Solo: Wem ruft diese Sprache der Flinten? (Gewehre?)
Den Sprößling des göttlichen Tu,
Der jetzt von der Geisterwelt abfährt.
Ach! die Balken vom Helling geben nach!
Das Canoe wird umgeworfen!
Richtet sie auf!
Chor: Wir richten sie auf!
Solo: Jetzt haltet (das Canoe) an — Alle,
Unser herrliches Schiff ist flott.
Chor: Oh, bravo! Du Schiff!

Wenn man die besten Karten vom Pacific prüft, so erscheint es dem Neuling auffällig, (es kommt ihm verwirrend vor), zu finden, daß in sehr vielen Fällen ihrer zwei, drei, selbst vier Korallenbauten als einzelne Inseln oder Riffs hingestellt werden, was man der Unkenntniß der Beobachter zuschreiben möchte. Aber es ist kein geringes Lob, das dem großen Seefahrer Cook gebührt, daß die Lage der Inseln, wie solche von ihm verzeichnet ist, noch heute unverändert dasteht.

freien, zogen Hawaii's Helden über das Meer, gleich den im Kalevala gefeierten, und die Meergeburt wiederholt sich bei Maui der Maori (von Tamanuikiterangi aufgenommen). R.

Ein Gott als Junggeselle, der eine Frau sucht.

(cf. Gill.)

Unter den dreizehn Hauptgöttern von Mangaia, welche bei Errichtung des Christenthums den Missionaren angegeben wurden, befanden sich vier, welche den Namen Tane trugen. Es waren einfache Stücke Eisenholz, roh in menschliche Gestalt geschnitzt, einst in die schönsten inländischen Gewänder gehüllt, in zahlreichen Haltungen. Von diesen vier Tanes wurden drei: Tane Ngakiau, Tane-i-te-ata und Tane Kió als dem Ersteren untergeben betrachtet, der für gewöhnlich nur Tane, zuweilen jedoch Tane-Papa-kai, d. i. „Tana, der Anhäufer von Nahrungsmitteln" hieß. In der Rangordnung kam Tane nach Rongo und Motoro, den Hauptgottheiten von Mangaia. Tane soll der fünfte Sohn von Vatea gewesen sein, in Avaiki oder der Unterwelt geboren. Folgende Sage schildert die Thaten Tane's auf seiner Fahrt, eine Frau zu suchen. Auf Ukupolu lebte eine Frau Namens Tekura-i-Tanoa, d. h. „die Rothe von Tanoa," begabt mit ungewöhnlichen Reizen. Aber sie hatte einen bösen Fehler, — ihr rechter Fuß war mit knolligem Aussatze behaftet. Der Häuptling Ako entbrannte in Liebe zu ihr; aber die Schöne verschmähte seine Anträge, indem sie sagte: „Wenn es Tane gewesen wäre, so würde sie diesen Vorschlag günstig aufgenommen haben." Nun war aber Ako ein großer Freund von Tane; deshalb ruderte er sogleich nach Avaiki hinüber, um Tane zu holen, welcher freudig einwilligte, ihn zu begleiten. Die

beiden Freunde fuhren nach Ukupolu ab, jeder in seinem Canoe. Einige Tage nach ihrer Ankunft gestand Ako dem Tane die wirkliche Ursache, weshalb er ihn zum Besuche geholt habe auf Ukupolu, und erbat dringend seine Hülfe, die „Rothe von Tanoa“ zu erlangen. Tane sagte gutmüthig seine Hülfe zu. Ako hatte zwei Schwestern, an die er sich wandte wegen zweier Nackenkränze von süßduftenden Blumen, den einen für sich und den anderen für seinen Freund, zu ihrem Besuche bei der unerbittlichen Schönen. Die Schwestern mußten die Kränze so binden, daß die wohlriechende Guirlande für Ako zahlreiche Reiser von Myrthe, mit Blumen untermischt, enthalten sollte; während diejenige Tane's durch Beimischung von übelriechenden Pflanzen sollte verdorben werden. Nachdem Alles geschmackvoll geordnet, wurden diese Guirlanden sorgsam in dünne, weiße Lagen des Bananenstammes gehüllt, gemäß der unabänderlichen Sitte alter Zeiten. Außen wurde ein Zeichen angebracht, um Irrthum zu vermeiden. Tane konnte als Gott in dieser Weise nicht getäuscht werden. Diese zwei Freunde, die nun Liebessachen wegen Nebenbuhler geworden, schmückten sich mit ihren schönsten Gewändern, glätteten das Haar mit wohlriechendem Oel, daß es glänzte, und Tane legte die wohlriechende Guirlande an. Ako bemerkte zu seinem Schrecken, daß sein listiger Freund sich in den Besitz des schönsten Kranzes gesetzt hatte: weil er so überlistet worden, weigerte er sich, den eigenen anzulegen; aber er fürchtete, daß Tane ihm Vorwürfe machen möchte wegen seines Mangels an Vertrauen. Und so fuhren die beiden Nebenbuhler ab zu der Wohnung (Behausung) der Rothhaarigen von Tanoa. Zuerst trat Tane ein, in den Händen ein Geschenk, bestehend aus verschiedenen köstlich riechenden Gewändern; der Geruch erfüllte das ganze Haus. Dann erschien Ako. Ein Jeder trug seine Bewerbung in ernster Beredsamkeit vor, denn Tane war beim ersten Anblick hingerissen von den Reizen des schönen Mädchens. Aber die eigensinnige Tekura-i-Tanoa nahm die Huldigungen von Ako entgegen, und Tane zog sich ärgerlich zurück. Er beschloß nun, unverzüglich nach Avaiki heimzukehren. Mit diesem Vorsatze schritt er der sandigen Bucht zu, um sein Canoe in

See zu bringen und nach Hause zu fahren. Aber bei näherer Besichtigung fand er ein großes Loch in dem Boden, welches sein verrätherischer Freund gemacht hatte. Tane setzte sich nieder und beklagte laut weinend sein Unglück mit diesen Worten:

„Oh, ich Unglücklicher! Mein Canoe ist von Ako ruinirt worden.

Wie soll ich nach Avaiki heimkehren? Mögen meine Thränen rinnen wie der Regen!"

Tane versenkte sich in Nachdenken, was er jetzt am besten zu thun habe. Als er aufsah, gewahrte er zuerst einen riesigen Bua-Baum (beslaria laurifolia), der seine kräftigen Zweige weit ausbreitete. In einem Augenblick erklomm Tane den Stamm dieses Baumes und kletterte bis zum äußersten Ende eines der längsten Zweige. Tane gab dem weithin sich streckenden Ast, auf dem er saß, einen kräftigen Schwung und schleuderte sich so wohlbehalten in ein anderes Land, Enuakura, d. h. „Land der rothgefiederten Papageien". Als er sein neuentdecktes Land durchwanderte, traf er eine alte Frau, mit Namen „Kui, die Blinde", welche damit beschäftigt war, Yams zu kochen. An ihrer Seite standen zehn Calabassen mit Wasser. Nach einiger Zeit nahm die alte blinde Frau eine Yamwurzel*) aus dem Feuer und schabte sie rein mit einer Schaale der Kammmuschel. Dann verschlang sie die ganze Yamwurzel, indem sie dieselbe niederspülte mit einer Calabasse voll Wasser. Aber Kui die Blinde wußte nicht, daß in dem Augenblicke, wie sie eine Yamwurzel nahm, auch Tane sich einer solchen bedient hatte und gleichfalls eine Calabasse Wasser leerte.

Die alte Frau hatte kaum die erste Wurzel und die erste Calabasse verzehrt, als sie sorgfältig den Rest zu zählen begann mit ihren Fingern, und nun zu ihrer Verwunderung erkannte, daß eine Wurzel und eine Calabasse fehlte. Aergerlich rief sie aus: „Welcher Dieb ist hierher gekommen? Hätte ich mein Gesicht, so würde ich ihn verschlingen!"

---

*) Die Gründungssage Meaday's erzählt den Blindenbetrug beim Reisessen (s. Völker des östl. As., S. 23). R.

Nachdem sie so ihrem Zorn Luft gemacht hatte, aß sie eine andere Wurzel und trank dazu die zweite Calabasse Wasser. Tane bediente sich stillschweigend, wie zuvor. Und abermals überzählte die alte Frau den Rest Yams und die Calabassen mit den Fingern und fand nur noch sechs Stück von Jedem. Abermals machte sie ihrem Aerger Luft über den unbekannten Dieb. Tane verhielt sich ganz still, um seine Gegenwart zu verbergen. Auf diese Weise verschwanden die zehn Yams und die zehn Calabassen mit Wasser, aber jedes Mal vermißte die Kui eine Yam und eine Calabasse, und ihr Aerger ward immer größer. Zuletzt war ihre Mahlzeit verzehrt, aber nur die Hälfte des gewöhnlichen Quantums, und sie sann auf unverzügliche Rache. Sie erhob sich also und fühlte nach ihrer großen Fischangel in ihrem Hause, sie hatte dieselbe nie vergebens benutzt. Während sie die lange Leine ordnete, sang sie leise dies deutungsvolle Lied:

„Hier stehe ich bereit zu fischen. Es ist das Angeln von „Kui der Blinden".
Die alte Frau muß ihren Fisch (d. i. Menschen-Opfer) haben. Hier, fahre hin zu diesem Zweck!"

Als sie diese letzten Worte aussprach, schwang sie heftig rundum die schreckliche scharf-spitzige Fischangel. Tane war hierauf vorbereitet und hatte eine Bananenstaude in der Hand, mit welcher er den Haken auffing und eine Sekunde zurückhielt, um Kui glauben zu machen, sie habe den zappelnden Dieb gefangen. Das boshafte alte Geschöpf zerrte kräftig an der Leine in der Hoffnung, ein Opfer zu bekommen zur Verspeisung, als sie statt dessen eine miserable Bananenstaude ergriff. Kochend vor Wuth über ihren Mißgriff, löste sie den Stumpf los und entwirrte die Angel, wobei sie die vorigen Worte sang. Dieses Mal benutzte Tane einen kleinen Strauch, welcher eßbare rothe Beeren trug, die alte Frau zu plagen. Kui warf mit großer Befriedigung ihre Angel aus, aber sie fing nur einen Strauch. Nun fand ihr Zorn keine Grenzen, da sie wie zuvor ihr Opfer verfehlt hatte. Zum dritten Male warf sie ihre Angel aus und bediente sich des alten Zauberliedes. Dieses Mal aber ließ

3*

Tane sich selber fangen. Kui war erfreut, daß sie doch endlich den Dieb erfaßt hatte. Sie (befühlte ihn fest) zog die Schnur fest an und fragte nach seinem Namen. Er antwortete ruhig: „Ich bin Tane". Augenblicklich vergaß Kui ihren Aerger und rief aus: „Was, du bist mein Enkel Tane! Bleibe bei mir!"

Bald darauf empfand Tane einen großen Durst und bat seine Großmutter um Wasser zum Trinken. Kui die Blinde sagte: „Es giebt kein Wasser in diesem Lande, außer in den Nüssen jenes hohen Cocosnußbaumes. Aber versuche lieber nicht hinaufzuklimmen, denn sicherlich würdest Du umkommen. Du wirst von meinen Kindern erschlagen werden, nämlich von den Wächtern des Baumes, der Eidechse, dem Tausendfüßler, dem Käfer und dem Mantis." Tane war entschlossen, den Baum zu erklettern, dessen Spitze fast den Himmel zu erreichen schien. Sie sagte zum Tane, als er furchtlos anfing zu klettern: „Thu meinen Kindern nichts zu Leide, die auf jenem Baum wohnen." Dieser einsame Cocosnußbaum, das Eigenthum der blinden Großmutter, war merkwürdig wegen seines Ueberflusses an Früchten und wegen der großen Masse von trockenen Aesten unterwärts der grünen Zweige. In diesen verwitterten Aesten waren die feenhaften Wächter der Frucht verborgen, ausgenommen den Mantis, welcher an der unteren Seite der grünen Blätter Wache hielt. Ihre Aufgabe bestand darin, Acht zu geben, daß Niemand von den Früchten stahl. Beim Anblick des Eindringlings Tane, der den Baum hinaufkletterte, kam eine große Eidechse kühn aus ihrem Versteck hervor, um ihn zu vertreiben. Tane ergriff die Eidechse, zerriß sie in Stücke und warf sie hinab. Tane begann nun die trockenen Zweige abzubrechen und die mattenartigen Hüllen, als eine große Centipede zornig hervorkam, Tane tödtlich zu verwunden mit ihrem Stich. Aber der muthige Enkel der Kui tödtete auch diesen Feind mit Bedacht. Die trockenen Zweige fielen nach allen Richtungen und das Werk war nahezu vollendet, als ein langsamer (schwacher) Käfer herankam zur Vertheidigung der kostbaren Frucht. Aber bald theilte der Käfer das Schicksal

der Eidechse und des Tausendfüßlers, und Tane klomm hinauf bis zu den großen lebendigen (grünen) Blättern, und ließ sich nieder, um ein wenig zu ruhen. In diesem Augenblick griff den Eindringling ein Mantis, von unausstehlichem Geruch, an und breitete seine hellrothen Flügel aus; aber Tane machte es mit dem Mantis, wie er es mit den Andern gemacht hatte. Auf diese Weise hatte er alle seine Feinde besiegt. Voll Bewunderung betrachtete er die mächtigen Büschel von Nüssen auf allen Seiten. Nachdem er zwei oder drei derselben abgepflückt hatte, enthülste er sie auf dem „Roro", oder der offenen Scheide, welche die jungen Blüthen und Früchte enthält.

Tane stillte nun gelassen seinen Durst. Indem er jetzt den hohen Cocosnußbaum hin und her schwang, bis seine Spitze über seinem Lande schwebte, wo sein Haus stand, schüttelte er alle die Nüsse ab, die ihm bei seiner Rückkehr zur Speise dienen sollten. Tane selber aber behauptete seinen Platz in der Spitze des wunderbaren Baumes, der, als er sich zurückgebogen, seine alte Stellung auf Enuakura, dem „Lande der rothen Papageifedern" wieder einnahm. Auf dem Baum blieben bloß zwei winzige Nüsse, jede nicht größer als eine kleine Muschel. Tane pflückte diese ab, und als er herabgestiegen war, sagte er zu Kui: „Wende mir Dein Gesicht zu!" Die alte Frau that es, als sie einen heftigen Wurf an ihr rechtes Auge empfing durch eine der Nüsse. Sie schrie auf vor Schmerz; aber sofort erkannte sie, daß ihr Gesicht wieder hergestellt war.

Wiederum sagte Tane zu Kui: „Sieh mich an!" Als sie das that, erhielt sie einen Wurf auf ihrem linken Auge von der anderen Nuß. Ihre Angst war sehr groß, aber der Lohn war auch groß, denn sie konnte nun mit beiden Augen sehen.

Sie war überglücklich wegen der That ihres Enkels, denn diejenige, welche bisher „Kui die Blinde" genannt worden war, war jetzt „Kui die Sehende". Tane fragte sie, ob sie auch Töchter habe. „Ja," sagte sie, „ich habe vier Töchter. Nimm Dir, welche Du willst, zur Frau." Nun befanden sich alle diese Töchter nicht weit davon bei der Arbeit. Bald kam denn auch die Aelteste herbei, Ina genannt, und war nicht wenig

erstaunt, einen Fremden zu sehen und ihrer Mutter Gesicht geheilt. Tane gefiel die Ina nicht, die in der Folge den Mond heirathete (Marama Nui).

Nun forschte Tane nach den anderen Töchtern Kui's. Bald erschien denn auch die zweite; es war „Ina, die mit dem Tage Verschwindende". Obwohl sie schön war, so gefiel sie Tane doch nicht. Kui rief ihre dritte Tochter herbei, die „Ina, welche um Mitternacht erscheint"; diese war sehr lieblich, aber sie vermochte nicht den übermüthigen Tane zu fesseln. „Nun habe ich nur noch eine Tochter," bemerkte Kui. „Ich will sie rufen." Sie kam; es war „Ina, welche mit dem Tagesschimmer wetteifert." Und sie war, wie schon ihr Name besagt, unübertrefflich schön. Sie ward die Frau Tane's, der sich nun wohl belohnt sah dafür, daß er der Kui das Gesicht wieder verschafft hatte, die einstmals „die Blinde" genannt worden war.

Bald aber wurde Ina auf ihren Gemahl eifersüchtig. Sie zankten mit einander und Tane beschloß, in sein eigenes Land heimzukehren. Zu diesem Zwecke bestieg er den bekannten Cocosnußbaum, den Ruhm des „Landes der rothen Papageifedern" und brachte einen Zweig mit herab, den er zu einem Korbe verwob in der Form, welche als geschlossen bekannt ist, d. h. ohne Oeffnung. Darauf verschaffte er sich einen zweiten Zweig und wob einen zweiten Korb in gleicher Gestalt. Nachdem er an jeden Arm einen Korb gebunden, benutzte er diese als Flügel, mit deren Hülfe er endlich seine Flucht in sein Vaterland Avaiki bewerkstelligte, von dem er so lange abwesend gewesen war. So entzog er sich der bösen Zunge der liebreizenden, aber eifersüchtigen „Ina, welche mit dem Tagesschimmer" wetteifert.

Der Ort dieser Sage wird in das Niederland verlegt. Die Mythe weist indessen zweifellos auf Samoa hin, diejenige Inselgruppe, von der jenes Volk ursprünglich abstammte. „Ukupolu" ist offenbar Upolu, und Avaiki ist nur eine andere Form für Savaii.*)

*) Das „Land der rothen Papageienfedern" spielt auch in den Sagen Hawaii's (aus melanesischen Rückerinnerungen), und Awaiki bildet den Ausgangspunkt der Wanderungen (für die Maori). R.

Sagen, wie die obige, machten die geheime Lehre der Priester von Motoro und Tane aus. Die Idee der Polynesier von Gott ist bloß die der „Kraft", ohne irgendwelche Beziehung zur Gottheit. Ihre Gottheiten hatten alle Fehler der heidnischen Menschheit, nur in verstärktem Grade.

Tausendfüßler, Eidechsen ꝛc. waren heilig; daher ihre Anführung in den Mythen als geringere Gottheiten.

Ueber Mangaia's Mythus von „Hades or the doctrine of the Spirit-world" vgl. „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde" (I, S. 72). In der folgenden Erzählung (Veetin's or the Immortality of the Soul) findet sich (bei Gill) der dem Sonnenlauf folgende Todtenpfad der Abgeschiedenen beschrieben (aus ägyptischer Parallele). Wie es wiederklingt vom Nil-Thal in Ra (als Sonne), so mesopotamisch in Sina oder Hina (aus dem Mond).

Aus Tahiti.

(cf. Bouvis.)

Nuro und Sena waren zwei Freunde; sie gingen eines Tages nach Tupai; die Lebensmittel fingen an, ihnen auszugehen. Es wurde ausgemacht, daß Nuro nach Borabora gehen sollte, um neue Vorräthe zu suchen; als aber, während seiner Abwesenheit, der Körper Sena's starb, begrub er ihn selbst. Nuro brachte die Lebensmittel am siebenten, anstatt, wie verabredet, am fünften Tage, was den Tod Sena's verursacht hatte. Der Geist Sena's machte dem Freunde keinen Vorwurf, und verzehrte mit ihm die Lebensmittel, die jener gebracht hatte. Aber während der Mahlzeit bemerkte Nuro, daß er nur noch die Seele seines Freundes vor sich habe; er stellte sich, als ob er nichts bemerke, und gab ihm die Schale aus Cocos, um Trinkwasser zu holen. Dann benutzte er dessen Abwesenheit, um in seiner Piroge zu entfliehen. Als Sena bei seiner Rückkehr Nuro nicht mehr vorfand und aus einem fern auf dem Wasser erblickten Schatten schloß, daß er verlassen sei, wurde er von schrecklichem Zorn erfaßt; er fuhr in den Leib eines Oten, holte Nuro bei dem Riff Raanoro ein und tödtete ihn durch Schnabelhiebe.

In der Nachbarschaft von Opoa auf Raiatea giebt es Geister, welche dem Wandrer die Kehle zudrücken, bis er beinahe erstickt, oder die ihm mit einem Griff sein ganzes Haar ausreißen, sodaß er sein ganzes Leben lang kahl bleibt. Man trifft sie auch Nachts in Puhia, Distrikt Tevaïtapu, doch begnügen sich diese, Schreie auszustoßen und verschiedenartige

Töne hervorzubringen. Früher, zu der Zeit Puni's, fand einmal eine große Schlacht statt, die sehr blutig war, und die Seelen der Gefallenen sind es, die diesen mächtigen Lärm verursachen. In Topua, beim See, giebt es Kobolde. Sie sind nicht sehr schädlich, springen einem nur mit Stock oder einer langen Pagaje bewaffnet in die Piroge, und belustigen sich damit, die Piroge von der gewünschten Richtung abzubringen, bis sie, schließlich davon gelangweilt, dem Schiff einen letzten Stoß geben und in's Wasser tauchen. In Borabora giebt es wenig Erscheinungen, der Grund davon ist der, daß fast sämmtliche Geister sich nach dem Tode nach Tupai begeben, wo sie eine mehr oder weniger umherschweifende Existenz führen. Doch der hauptsächlichste Tupanon von Tupa ist ein weiblicher Geist. Er vergewaltigt die eingeschlafenen Männer, wenn sie ihm gefallen, und wenn man von den Tiaré-Büschen die Blumen pflückt, hört man seine Stimme, welche dies verbietet. Sein Name ist Te Nura iti akotu.

Aus Neuseeland.

(cf. White.)

Rupe (zusammengefaltet, oder Taube) stieg zum Himmel empor, um Rehua zu suchen, und nachdem er zu einem Wohnsitz gelangt war, fragte er: „Giebt es hier oben Leute?“ und erhielt zur Antwort: „Ja, hier oben giebt es Leute.“ Er fragte: „Kann ich dorthin gehen?“ und erhielt zur Antwort: „Nein, Du kannst nicht: dies sind die Himmel, welche von Tane zusammengefaßt sind.“ Rupe überwand indeß alle Hindernisse und drang vor bis zum andern Himmel. Dies that er wieder und wieder, bis er den zehnten Himmel erreicht hatte.

Er erreichte den Platz, wo Rehua wohnte, der ihn zu begrüßen kam. Sie beklagten einander. Rehua klagte über die Identität Rupes in Unkenntniß zu sein; aber Rupe wiederholte einen Gesang, als er klagte, durch den Rehua seinen Gast entdeckte. Nachdem sie ihre Begrüßung beendet hatten, befahl Rehua seinem Volke, ein Feuer anzuzünden. Nachdem dies geschehen war, wurden Calebassen gebracht und vor Rehua aufgestellt. Rupe, der sah, daß sie leer waren, konnte sich nicht vorstellen, woher Nahrung kommen sollte, um sie zu füllen. Er sah jetzt Rehua die aute (Bänder, mit welchen sein Haar auf dem Scheitel seines Hauptes in Flechten zusammengeknüpft war) abbinden. Es wallte über seine Schultern. Er schüttelte es über den leeren Calabassen und daraus hervor flogen eine Menge Koko-Vögel, welche das Gewürm in seinem Kopfe gefressen hatten. Diese Vögel wurden von den Leuten Rehua's gefangen, getödtet und gerupft, und in die Calebassen gethan und gekocht, hergebracht und vor Rupe aufgestellt, den Rehua einlud, daran theilzunehmen. Rupe sagte: „Ich darf davon

nicht essen. Ich sah Dich Dein Haar auflösen und die Vögel daraus hervorschütteln. Ich will nicht von ihnen essen, da sie von dem Wurm auf Deinem Kopfe gelebt haben." Rupe durfte nicht von ihnen essen, da Rehua sein Vorfahre und Herr war.

Rupe fragte Rehua: „Hast Du kein Stimmengemurmel von unten gehört?" Rehua sagte: „Ja, ich habe ein verwirrtes Stimmengemurmel auf Motu-tapu (der heiligen Insel) gehört."

Rupe verwandelte sich in eine Taube und flog herab nach Motu-tapu, und leuchtete auf der Fensterbrüstung des Hauses von Tini-nau (viele Hundert), und wurde von den Leuten jenes Platzes gesehen, welche riefen: „Ein Vogel! Ein Vogel!" Einige sagten: „Ersteche ihn, ersteche ihn." Vogelspeere wurden gebracht und man machte den Versuch, ihn zu durchbohren; aber der Vogel wandte den Speer geschickt bei Seite, und die Spitze des Speeres wurde abgebrochen dadurch, daß er gegen einen Baum schlug. Sie machten jetzt eine Schlinge (tari) und versuchten, sie dem Vogel über den Kopf zu werfen; aber er duckte seinen Kopf und wandte den Hals, so daß die Schlinge nichts nützte. Jetzt sagte die Schwester Rupe's, die das Weib Tini-rau's war, zu denen, die den Vogel zu fangen suchten: „Laßt ihn bleiben, damit ich nach ihm sehen kann." Nachdem sie ihn erblickt hatte, erkannte sie ihn als ihren Bruder und fragte ihn: „Warum kamst Du her?" Der Vogel öffnete und schloß seinen Mund, aber sprach nicht. Sie sagte jetzt zu Tini-rau: „O Freund! Dies ist Dein Schwager." Er fragte: „Wer ist es?" Sie sagte: „Es ist Rupe."

An jenem Tage gebar sie ein Kind. Rupe sang jetzt diesen Gesang seiner Schwester, als er auf dem Baum saß:

Hina — ja, Hina ist die Schwester,
Und Rupe ist der ältere Bruder.
Woher gekommen?
Von unten,
Von oben.
Lenke Deine Schritte aufwärts,
Und bezeige Deine Liebe,
Bezeige sie denen von Motu-tapu.

Seine Schwester sang ihm auch einen Gesang:

Rupe ist der ältere Bruder,
Und Hina die Schwester.
Woher gekommen?
Von unten,
Von oben.
Lenke Deine Schritte
Zu Rehua.

Sofort, als seine Schwester ihren Gesang für ihn beendet hatte, griff er sie und ihr Kind und flog mit ihnen zu Rehua; aber auf der Flucht fiel die placenta in den Ocean und wurde von einem Haifisch verschluckt und seitdem werden die eierartigen Körper im Haifisch gefunden.

Sie gingen zu Pu-tahi-nui-o-Rehua (der eigentlichen Heimath von Rehua), welches sie in einem sehr schmutzigen Zustande fanden, und Rupe sagte zu Rehua: „O Rehua, Dein Wohnsitz ist in Wirklichkeit schmutzig," und er sagte wiederum: „Aber das schadet nichts, o alter Mann! Wenn jedes Staubstückchen ein Insekt wäre, könntest Du es schlagen und verscheuchen." Rupe dachte, er wollte die Heimath Rehua's säubern und machte deswegen zwei hölzerne Spaten (papa) — der Name des einen Spatens war Tahi-tahia (Kehrweg) und der des anderen Rake-Rakea (Kratzweg) — mit denen er den Platz reinigte und ihn schön machte. Rupe machte auch ein heke-tua (Schmutzgrube), in die er den Schmutz hineinthat. Daran stellte er einen Pfosten, an dem sich jeder, der dort ging, festhalten konnte. Der Name dieses Pfostens war Te-pou-o-whai-tiri (der Pfosten von Whai-tiri).

Jetzt war gerade der Sohn Rehua's draußen auf der See und bei seiner Rückkehr rief er aus: „O, dieser Ort ist gereinigt worden," und als er die heke-tua sah, wünschte er ihre Brauchbarkeit zu erproben. Er war dabei, einen Fuß aufzuheben und seine Hand auszustrecken; nachdem er den Pfosten gefaßt hatte, beugte er sich vor, als der Pfosten fiel und mit ihm fiel er und wurde getödtet. Sein Name war Kai-tangata (Menschenfresser).

Sein Blut wird noch in den rothen Wolken des Himmels gesehen, und seitdem gilt das Sprüchwort: „Kai-tangata's Blut zeichnet den Himmel roth."

Rupe wurde durch sein Verscheiden die Ursache zum Tode von Rehua's Sohn. Rupe's eigentlicher Name war Maui-mua (Erstgeborener Maui); nur bis er sich in eine Taube verwandelte, hieß er Rupe.

In die Schulen für Ackerbau, Industrie, Fischerei und Jagd wurden alle Classen der Bevölkerung aufgenommen. Ein Symbol des betreffenden Schutzgottes war in jeder Schule aufgestellt. Diese Symbole waren Stäbe von gleicher Länge, an deren einem Ende sich ein Knopf befand; aber damit hörte die Aehnlichkeit auf. Der Stab des Tumata-uenga war vollkommen gerade und stand aufrecht, wie er gethan bei der Sintfluth. Derjenige Ta-whiri-ma-tea war an Gestalt einem Korkzieher nicht unähnlich, um das Wirbeln der Winde und Wolken darzustellen, als Rangi den Tu zur Zeit der Fluth angriff. Derjenige Taue's zeigte in der Mitte seiner Länge eine halbkreisförmige Ausbiegung, sonst war er vollständig gerade. Die Ausbiegung bezeichnete das Anschwellen und Wachsthum der Knollen, Sträucher und Bäume. Der Toko des Tanga-roa war in einer zickzackartigen Form, den Zähnen einer Säge nicht unähnlich, um die Wogen des Meeres darzustellen. Derjenige Rongo's zeigte rundliche Wellenlinien der ganzen Länge nach, um das Wachsthum des knotigen Kumara darzustellen, wie es die Erde in kleinen Hügeln emporhebt. Der Toko des Hau-mia enthielt drei Halbkreise nach ein und derselben Richtung gebogen und gleich weit voneinander. Dieses sollte die unregelmäßige und gewundene Gestalt der Farnkrautwurzel darstellen, wenn dieselbe frisch ausgegraben ist.

Außer diesen Gottheiten gab es bösartige Geister, welche die Vermittler des Bösen waren für solche, welche die Macht der Beschwörung besaßen. Diese Kunst der Zauberei war nur wenigen der hohen Priester bekannt. Die Ceremonien und Be-

zauberungen waren solcher Art, daß Allen die größte Furcht eingeflößt wurde, und Alle jene, welche behaupteten, die Kenntniß zu besitzen, wurden mit großer Furcht angesehen. Die Kenntniß kam direkt von den Geistern selber.

So lange Rongo-mai auf dieser Erde sich aufhielt, nahm er die Gestalt und Gewohnheiten eines Menschen an, so daß seine himmlische Herkunft von denen, unter welchen er lebte, nicht errathen werden konnte. Eines Tages wurde er von Müdigkeit übermannt, legte sich nieder und schlief so lange, daß die Leute glaubten, er sei todt; daher heizten sie einen Umu an, in welchem sie ihn zum Verspeisen braten wollten. Als der Ofen bereitet war, rollten sie ihn an denselben hinan; aber die Wärme der Steine vom Ofen weckte ihn auf, und als er begriffen, welchem Schicksal er soeben entronnen war, stand er auf und erschlug ein Hundert und fünfzig von ihnen und briet ihre Körper in demselben Ofen, der für ihn hergerichtet worden, und verzehrte sie alle.

Auch Maru (Schirm), obwohl ein Gott, wurde getödtet und sein Körper von Rongo-mai verzehrt, ebenso wie die Körper anderer Leute; aber der Geist Maru's erhob sich zum Himmel.

Zu dieser Zeit als Matoro (Wunsch erzeugend) die Schlacht über Rau-toka (Blatt des Südens) gewonnen, verehrte er Maru als seinen Gott; und die Niederlage Rau-toka's ist noch diesen Tag als Sprüchwort bekannt.

Rongo-mai und Ihenga (Furcht) legten Feuer an das Haus Miru's (des Großen) und brannten es nieder. Davon kommt die Bezeichnung Te-tatau-o-te-po (Thor der Nacht).

Es war die Gewohnheit Whai-tiri's (des Donners), Menschen zu fressen, und als diese Nachricht zu dieser Welt gelangte, klomm Awa-nui-a-rangi (der große Himmelsstrom) zum Himmel Whai-tiri's empor. Bei seiner Ankunft in ihrem

Hause war sie abwesend, auf einer Fahrt, die Menschen zu tödten, um zu einem Brandopfer Menschenfleisch zu bekommen bei der Weihe des Hauses, genannt „Raparapale-uira“ (Blitz). Awa-nui-a-rangi fragte den Wächter des Hauses: „Wo ist Whai-tiri?“ Der Wächter antwortete: „Sie ist oben, um Menschen zu tödten für das Brandopfer ihres Hauses.“ „Wann kehrt sie zurück?“ sagte er: „Ihre Rückkehr kann leicht vernommen werden,“ war die Antwort, „das Getöse, welches ihre Beine verursachen, wird das Zeichen sein.“ Awa-nui-a-rangi wartete und horchte eine Zeit lang und hörte die Stimme Makere-rohatu's (Hagelfall), welche so schallte, daß er betäubt wurde. Awa-nui-a-rangi fragte den Wächter: „Wo soll ich mich vor ihr verbergen, damit sie mich nicht tödtet?“ Er wurde nach einer Fensternische gewiesen, wo er blieb, bis Whai-tiri erschien. Sie brachte zwei Gefangene: den Einen tödtete sie sogleich, und der Andere, Te-ai(ahi)-ahi-o-tahu genannt (der Feuergenosse des Gatten), wurde von Awa-nui-a-rangi zur Frau genommen. Te-ahi-ahi-o-tahu gebar Kiri-kiri (Muscheln), welcher Rotu-henga zeugte (den Ausführer der Dankopfer-Ceremonie bei der Speise für die Arbeiter), welcher Ngongotua zeugte (Saugen auf dem Rücken), und mit Rangi-te-iki-wa (Himmel verschlingender Raum) Tama-nui-te-ra (das große Kind der Sonne) zeugte, welcher Ao-whaka-maru (den bewölkten Tag) zeugte, welcher Ue-te-koro-heke (den zitternden alten Mann) zeugte, welcher A-niwa-niwa (das unbegrenzte Gute, im Regenbogen) zeugte, welcher Poro-u-rangi (angehängt am Ende des Himmels) und seinen jüngeren Bruder Tahu-potiki (Genosse der äußersten Grenze) zeugte.

Von Awa-nui-a-rangi wird der Spruch bewahrt: „Laß jenen leben“ im Anschluß der Unterhandlung mit Kai-tangata (Menschenfresser). Whai-tiri war die Vorstellung eingeprägt, daß die Menschen gefressen werden müßten; aber sie fand, daß dem nicht so sei und nahm den Kai-tangata (Menschenfresser), dessen anderer Name Awa-nui-a-rangi war, zu ihrem Gemahl, an Stelle von Kai-tangata (aus der Zeit der Menschenfresserei). Sie zeugten Hema. Als Hema herangewachsen war, stellte

Wha-tiri Fragen bezüglich der Handlungen und Neigungen Kai-tangata's: „Weshalb hat denn Kai-tangata während dieser ganzen Zeit kein Menschenfleisch gegessen?“ und er antwortete: „Kai-tangata ist nur ein Name.“ Sie sagte: „Ich glaubte, die Menschen müßten gegessen werden, und deshalb bin ich herabgekommen.“

Whai-tiri beschloß nun, die Nahrung zu erschweren, damit dieselbe nicht völlig verzehrt werden möge, solange dieselbe allzu bequem und leicht von ihrem Gemahl erlangt werden konnte, so daß er von dann ab länger suchen mußte, bevor er welche bekommen konnte.

Als die Zeit herankam, daß sie in ihre Heimath zurückkehrte, sagte sie zu ihrer Genossin: „Bleibe hier, o Frau! bei unserem Kinde und unserem Gatten. Bleibe hier. Ich bin die Ursache davon, daß die Nahrung selten wird und schwer zu erhalten für unseren Gatten. Ich werde genannt Whai-tiri-whakapapa-roa-a-kai (die Ursache davon, daß lange Thätigkeit nöthig ist, um Nahrung zu bekommen). Diesen ihren vollen Namen hatte sie sich zum ersten Male selber zugelegt und ist bis auf diesen Tag ein Sprüchwort bei den Stämmen geblieben. Whai-tiri zeigte ihrer Genossin die Ceremonie und Beschwörungen, deren Ausführung den Frost abhalten würden und die Nahrung in Ueberfluß herbeiführen. Sie sagte: „Wenn unser Gemahl vom Meere zurückkommt, so sage ihm, daß er zwei Stücke Seegras hole. Das Eine muß an der Sonne getrocknet und dann auf Euer Haus geworfen werden; das Andere muß durch Feuer gezogen, dabei Zaubersprüche gesprochen und angeblasen werden, schließlich soll man es fortwerfen. Wenn Du dies genau besorgst, so wird Nahrung genug da sein für Euch und Euer Kind.“

Da ist eine Wolke hernieder gekommen und hat sich über der Erde gelagert, diese Wolke umhüllte sie und nahm sie zum Himmel empor. Kurze Zeit vorher hatte Whai-tiri ihrer Genossin gesagt: „Wenn Euer Kind Kinder bekommt, so nennt den Ersten Ta-whaki (Wanderer) und den Zweiten Karihi (Senker des Netzes). Diese können zum Himmel emporklimmen.

Als Kai-tangata ans Ufer kam, sagte Ahi-ahi-o-tahu: „O, Mann! die Frau, welche bei mir wohnte, war eine Göttin. Sie ist zum Himmel gefahren. Eine Wolke ist herabgekommen für sie und jetzt ist sie dort oben. Wir hören ihre Stimme, wie sie dahinfährt im Donner jedes Jahr." Dann lehrte Ahi-ahi-o-tahu ihn die Ceremonien und Beschwörungen, welche sie von Whai-tiri gelernt hatte. An jenem Abend fielen Ika-whenua (Fische des Landes) vom Himmel als Speise für ihr Kind. Sie lagen in Haufen da und bedeckten zum Theil die Bäume; und als Kai-tangata zum Meere hinabging zum Fischen, war er zum ersten Male in der Lage, eine Menge zu fangen.

Als Hema erwachsen war, vermählt mit Ara-whita-i-te-rangi (die gekrümmte Straße zum Himmel), zeugten sie Tawhaki und Karihi. Als diese beide zu Männern herangewachsen waren, erfuhren sie, was ihre Großmutter von ihnen gesagt hatte, — daß sie nämlich hinaufsteigen würden und ihr folgen. Sie versuchten nun zu klettern. Ta-whaki gelang das auch, aber Karihi kam nicht dazu und blieb todt, weil er in seinem Uebermuth bemüht war, es Ta-whaki zuvorzuthun. Ta-whaki nahm seinem jüngeren Bruder die Augen aus und brachte sie auf die Niederlassung von Whai-tiri, sein Körper aber wurde verbrannt. Er fand Whai-tiri erblindet, aber sie zählte Taro-Zwiebeln für ihre Enkel Maikuku-mahaka (gekrümmte Fingernägel) und Hapai-o-mani (Maui's Mundschenk). Whaitiri hatte neun gezählt, und als sie die zehnte nehmen wollte, raffte Ta-whaki diese fort. Wieder zählte sie ihre Taro-Zwiebeln, und als sie bis zur achten gezählt hatte, nahm er die neunte weg. So brachte er alle bei Seite, bis sie nur noch vier Zwiebeln behielt; da rief sie aus: O ich Unglückliche! Ich bin ganz verwirrt! die Taro waren hier, aber nun sind sie alle, die für meine Enkel bestimmt waren, fort." Abermals begann sie zu zählen, und als sie bis zur dritten gekommen war, raffte Ta-whaki die vierte fort; und wiederum zählte sie, und er nahm die dritte weg. Es blieben ihr nur noch zwei. Indem sie diese ergriff, sagte sie: „Du bist nicht weit von mir, o Mann, der Du mich so betrügst! und vielleicht bist du Einer, von welchem ich sprach."

Ta-whaki nahm die Augen Karihi's und warf sie gegen Whai-tiri, indem er sprach:

„Funken des Himmels, erleuchte Dein Auge durch Karihi."

Sie erwiderte:

„Durch dein Auge, o Ta-whaki!"

Da erblickte sie ihren Enkel Ta-whaki und weinte über ihn. Er machte sich nun daran, die Wohnung seiner Großmutter zu säubern. Der Schmutz war so groß geworden, daß er sogar bis in die Hütte reichte. Als die Wohnung recht nett hergestellt war, fragte er Whai-tiri und sagte: „O, Du alte Frau, wer sind jene, die dort unten mit dem Wasser plätschern und baden?" Sie sagte, das sind Deine weiblichen Verwandten Maikuku-makaka und Hapai-a-maui; aber vor diesen warne ich Dich. Wenn sie heimkehren, so mache dich nicht eilfertig daran, sie aufzunehmen, sondern lasse sie sich selber erwärmen, bis ihre Fingernägel in ihre Scheiden zurückgetreten sind." Ta-whaki gehorchte diesen Vorschriften, und als er zu der Maikuku-makaka sagte: „Du sollst meine Frau werden," sprach sie: „Ja, o mein Gatte!" Sie bekamen ein Kind, das sie Wahie-roa nannten (langes Stück Brennholz).

Als Wahie-roa ein Mann geworden, zog er aus, um mit dem Te Pou-a-hao-kai (Mittelpunkt der Anhäufung von Nahrungsmitteln) zu kriegen und mit Matuku-tangotango (Kranich-Auswähler), aber von diesen wurde er erschlagen. Um diese Zeit war sein Erstgeborener Rata noch ein Kind.

Rata sagte zu seiner Mutter: „Ich muß ausziehen und meinen Vater rächen!" Die Mutter willigte ein, und er ging in den Wald von Tane und fällte einen Baum, dann kehrte er nach Hause zurück. Am andern Morgen fand er den Baum vor, als ob derselbe nicht gefällt sei. Abermals schlug er ihn nieder, verbarg sich aber in der Nähe. Nach kurzer Zeit hörte er das Geräusch des Haku-turi (bogenbeinig) nahen, der zusammen mit Roro (Thorweg) den Baum wieder aufrichtete. Er rief sie an und sprach: „Laßt meinen Baum da unten liegen!" Roro und Haku-turi fingen an, ihre Beschwörungen zu recitiren:

Rata ist es. Rata, du fällest
Den Wald der Tané.
Entfliehe, fliehe Tané's Splittern:
Stecke ein und halt an.
Entfliehe, fliehe Tané's Spänen;
Ja, stecke ein, halte zitternd ein.
Entfliehe, fliehe Tané's Rippen,
Ja, stecke ein; ja halt ein;
Stehe auf. O, steh auf frisch und grün.
Erhebe dich; stehe grünend da.

Da stand der Baum wieder aufrecht. Rata sagte zu ihnen: „Ihr seid trügerische Leute, daß ihr meinen Baum wieder in seine alte Lage zurückbringt". Sie erwiderten: „Du legst unberufener Weise deinen Vorfahren nieder. Du erkanntest uns nicht. Hättest du uns das zuerst gesagt, dann hättest du ohne Unterbrechung den Nacken (Hals) abtrennen können und fällen deinen Vorfahren Tane-mahuta (Tane, springe auf)". Rata sprach. Sie antworteten wieder: „Wenn du einen Baum niederhauest, so beeile dich und nimm die Wurzel und Blätter von dem pare tao (tropfender Kopfschmuck — das Farnkraut Asplenium obliquum) und lege diese an den Stamm; alsdann kannst du erst den ganzen Stamm fällen". Er hieb den Baum nochmals um, befolgte die Anweisung und höhlte sein Canoe aus und nannte den Namen A-niwa-niwa (großes unbegrenztes Gut; Regenbogen). Als er Alles vorbereitet hatte, setzte er sein Canoe in den See; und als er inmitten des Oceans war, fragte er seine Kriegsgenossen, wie Te Pou-a-hao-kai und Matuku-tango-tango ihre Kriege führten. Sie antworteten: „Sobald du in die Nähe von Pa gelangst, wird Te Pou-a-hao-kai dich anrufen und sagen: „Kleinköpfe, Kleinköpfe", und wenn deine Kriegerschaar landet, so verschlingt er Alle — Keiner entkommt". Rata sagte: „Te Pou-a-hao-kai und Matuku-tango-tango werde ich tödten". Rata sprach weiter zu seinen Kriegern: „Wenn Pou-a-hao-kai ausruft: „Kleinköpfe, Kleinköpfe", so werde ich antworten: Schnell, du Dickkopf, verbreite es über

den ganzen Himmel". Als er so seine Krieger angeredet, fuhr das Canoe weiter und gelangte in eine stürmische See an der Küste. Te Pou-a-hao-kai rief: „Kleinköpfe". Rata antwortete: „Schnell, du Dickkopf, verbreite es über den ganzen Himmel". Sie landeten, und da ihrer so viele waren, so erfüllten sie den Strand von einem Ende bis zum andern, und obwohl Pou-a-hao-kai seinen Mund weit aufthat, so konnte er sie doch nicht verschlingen. Während sie ihr Canoe aufholten außer Bereich der Fluth, ging Pou-a-hao-kai, um Speise und Lagerstatt zu ihrer Bequemlichkeit zu besorgen. Rata sagte: „Wenn Pou-a-hao-kai wieder ruft: „Kleinköpfe", so werde ich antworten: Schnell, Dickkopf, mache eine Oeffnung in die Wand des Hauses mit den Matten." Als sie ihr Canoe aufgezogen hatten, gingen sie in die Ansiedelung, wo Pou-a-hao-kai schon aus seinem Hause ihnen zurief: „Kleinköpfe!" Rata antwortete: „Schnell, Dickkopf, mache eine Oeffnung in die Wand". Rata's Krieger brachten eine Oeffnung in die Wand des Hauses und drangen hinein, als Pou-a-hao-kai rief: „Benutzt die Seite des Hauses, welche mit Matten verhängt ist". Rata sagte: „Benutzet die Seite, welche nicht mit Matten bedeckt ist". Das thaten sie. Pou-a-hao-kai trat aus seinem Hause, um eine Festlichkeit für seine Gäste herzurichten. Die Mahlzeit wurde vor den Kriegern ausgebreitet, aber ein Jeder von ihnen brachte nur die Speise an den Mund, nahm aber nicht davon. Rata bat Pou-a-hao-kai um etwas Wasser. Der Gott (Pou-a-hao-kai) ging, um es zu holen, aber indem er darauf losschritt, trat das Wasser zurück. Er folgte demselben, bis er ermüdet war. Rata hatte durch seine Beschwörungen das Wasser zum Auftrocknen gebracht, indem Pou-a-hao-kai demselben nachging; dann rief er ihm zu, zurückzukommen. Pou-a-hao-kai sagte bei seiner Rückkehr: „Ich bin gegangen, aber das Wasser ging vor mir her. Ich bin ganz kalt, indem ich dem Wasser folgte". Rata sagte: „Genug, mein Durst ist durch den Regen gestillt, den ich vom Himmel befohlen". Er bat Pou-a-hao-kai näher ans Feuer zu kommen und sich zu erwärmen, und befahl den Kriegern, etwas Speise für ihn zu kochen. Sie stellten vier

Steine an das Feuer. Als sie heiß waren, hob Rata einen derselben auf und sprach seine Zauberformel. Dann sagte er: „Hier ist deine Speise". Der Gott öffnete seinen Mund, der Stein wurde hineingeworfen und verschlungen. Gleich darauf entstand ein großes Geschrei, denn der Stein war geborsten und in seinem Schlund zersplittert. Rata sprach: „Hier ist ein anderer". Der Gott sagte: „Gieb ihn mir". Der Stein wurde gereicht und verschlungen. Als alle Steine so verschlungen waren, zerbarsten seine Eingeweide, und man sah plötzlich viele Canoes und Menschen. So wurde Pou-a-hao-kai von Rata getödtet. Nun wurde einer der Menschen verschlingenden Götter, namens Tama-uri-uri (der schwarze Sohn) von Rata zum Gefangenen gemacht. Rata fragte ihn: „Wo ist Matuku-tangotango?" „Er sitzt unten in seiner Höhle und frißt Menschen", war die Antwort. Rata fragte: „An welchem Tage wird er hier heraufkommen?" „Wenn der Mond voll ist", war die Antwort, „wird er kommen, um seine Ceremonien zu verrichten, Beschwörungen auszusprechen und zu baden". Tama-uri-uri handelte betrügerisch gegen Matuku-tangotango, indem er ihm zurief: „O du! Matuku!" Er antwortete: „Nun, was denn?" „Komm herauf, o Matuku, du Sohn Tama's! Der Mond ist aufgegangen. Dieses ist die dritte Nacht des vollscheinenden Mondes". Matuku antwortete: „Nächte sind nicht günstig, o Tama-uri-uri!" „Doch, das sind sie", sagte Tama-uri-uri. „Klettere hier herauf." Nun wurden Seile über die Stelle gelegt, an welcher er hinauf wollte, und Tama-uri-uri hatte die Krieger angewiesen, bestimmte Geflechte herzustellen, von denen vier die Wai-apu-Flügel aufhalten sollten, und vier für die Tu-hua-Flügel (aus Obsidian), so daß die Flügel lange Zeit hindurch geschlagen würden. Da gelangte er hinauf. Die Krieger Rata's waren in einem Hinterhalt an jeder Seite des Eingangs zur Höhle aufgestellt. Als er sah, wie zahlreich diese waren, lachte er vor Vergnügen über die Aussicht auf so reichliche Nahrung. Von dem Tode des Pou-a-hao-kai war er noch nicht unterrichtet. Tama-uri-uri sagte, indem er auf die Leute wies, welche dort standen: „Diese sind es, weswegen ich dich herauf rief. Sie werden eine Belustigung

für unsere Ansiedelung bilden". Zu gleicher Zeit nahm Tama-uri-uri eine Kriegswaffe und that anscheinend einen Schlag gegen Rata. Matuku-tangotango eilte herauf. Sein Kopf fuhr aus der Oeffnung seiner Höhle, aber als seine Schultern sichtbar wurden, zogen die Krieger die Seile fest an und er wurde an dem Nacken (Hals) gefangen. Rata und seine Krieger fielen über ihn her und schlugen auf ihn ein; und in dieser Zeit war eine Lage der Geflechte zerbrochen, einer der Flügel war gleichfalls zerbrochen, und der andere Flügel zerbrach, während die Geflechte nachließen; dann wurde er erschlagen. So kam der Menschenfresser-Gott um. Rata nahm die Gebeine des Wahie-roa an sich und kehrte heim. Tama-uri-uri führten sie als Gefangenen mit sich. Dann nahm Sata die Kani-o-wai (gerieben im Wasser) zum Weibe, und zeugte Pou-ma-tangotango (der unbeständige Pfahl), welcher Ranga-hua (Haufen von Früchten) nahm und Pai-mahu-tanga (Freude über das reifende Getreide) zeugte.

In Rückerinnerung dessen, was die Naturkinder, so jung sie sind, unserer altersgrauen Cultur bereits geleistet haben, im „contrat social“ und dessen renovirenden Folgen, braucht es keinen Anstand zu geben, wenn (seit Lawrence) eine kaukasische Vetterschaft beansprucht ist für den vortheilhaft begabten Theil des Menschengeschlechts, der auf den Inselgruppen des Stillen Oceans angetroffen wird und, unter den in der Völkerkunde entrollten Gemälden, ein besonders anziehendes Bild darbietet. Umschlossen von des Weltmeers Geheimnissen, führt es sich in seinen Traditionen, in seinen Institutionen und Religionsideen überall zurück auf archäistische Voranlagen, die in einem bewegteren Geschichtsleben ausgemerzt zu werden pflegen und deshalb innerhalb des uns vertrauten Vorstellungskreises ihre Schwierigkeiten eines richtigen Verständnisses bieten, bis der eigene Gedankengang in den dortigen sich hineingefunden.

So in betreff des Priesterkönigthums, welches zu Cook's Entdeckungszeit in der Auflösung begriffen, aus der Bekanntschaft mit Paulaho noch erinnert wurde, und dann in seiner Ersetzung durch Finau's steigende Macht von Mariner beschrieben werden konnte (aus seinen persönlichen Erlebnissen). Beim Ausfall des Ole Tupu o Savai (nach Tamaifaga's Ermordung),*) hatten sich auch auf Somoa allerlei unruhige Bewegungen zu drängen, im gesellschaftlichen Leben des lebendig aufgeweckten Völkleins dort.

*) L'assemblée, appelée Taupu lega, se composait des chefs (taimua) et des tulafale (orateurs) de l'assemblée, erwählte (durch die Häuptlinge) den König oder Tupu (in Samoa), „respecté comme un Dieu“ (s. Violette). Die Malo genannte Partei herrscht über die Vaivai (als schwächere).

Die Häuptlinge waren umgeben von „young and thoughtless followers“ (1865), die wenn es etwas zu seinem Ruhm und seiner Ehre, wie nach ihrem eigenen „point d'honneur“ ehrenhaft, auszuführen galt, sich mit Vorüberlegung nicht lange belästigten (the possibility of any complications resulting from taking the life of an Englishman would never cross their mind). Und daneben ging es dann rege lebendig her, auf ihren „Malae“, wenn über die Staatsangelegenheiten (fono) debattirt wurde.

In all cases the Samoans will „argue the point“ to the very last, bemerkt Pritchard, bei Erzählung eines wegen Tödtung eines Häuptlinghundes (bei Ankunft des englischen Kriegsschiffs Juno) verhandelten Processes, und fügt hinzu: „Though this seems a very ridiculous affair to be solemnly entertained by the Consul and a naval Commander, it is just one of those miserable „picayune“ cases, which, if treated with contempt, surely lead to violence, from violence to retaliation and ultimately to serious complications, where superior and inferior races meet on the lands of the latter“ (1866). Im Wortgefecht mit solch' redelustigen Gegnern pflegt es keine Schwierigkeit zu haben, eine unblutige Lösung herbeizuführen und dabei beweist sich (wie bemerkt wird) „the use of their traditions very effective“ („a legend happily quoted and applied“).

So sind gerade hier mancherlei Cautelen zu beobachten, wenn im Verkehr mit ihnen nicht der Kürzere gezogen werden soll, auf einem dem Ausländer wenig vertrauten Boden.

Und solche Rücksichtnahmen haben überall zu gelten, seitdem die colonialpolitische Frage herangetreten ist mit allen den Meinungsdifferenzen, welche betreffs derselben noch weit auseinander gehen.

Als unter dem Stimmengewirr der Zeit- und Streitfragen die der Colonien sich lauter herauszuhören begann, und zunächst über ein Sein oder Nichtsein gestellt ward, da lag es als Pflicht ob, auf dem Parteistandpunkt zu streiten, im Für oder Wider, und wer damals sein Votum verneinend abgegeben hat, könnte

nach dem augenblicklichen Stand der in der Zwischenzeit angesammelten Erfahrungen, nichts anderes, freilich, als eine traurige Bestätigung Alles dessen finden, was im Vorgefühl bedrohender Gefahren ängstlich und beängstigend anticipirt worden war.

Die Schadenfreude über den Schaden, der angestiftet, wird vergällt durch den das Gesammt-Interesse bedrohenden Schaden, und da der Schaden vornehmlich in der Wurzel alles Uebels, in Unkenntniß, steckt, in Folge unversehens neu eröffneter Horizonte kosmopolitischer Ausdehnung, ist der Zusammenhang festzuhalten im objectiven Ueberblick derjenigen Factoren, die hier zusammenspielen, im Concert (im disharmonischen bis jetzt).

Als bei rasch beschleunigter Erweiterung des internationalen Verkehrs, im Zusammentreffen mit der einheitlichen Wiedergeburt Deutschlands, durch zunehmendes Einströmen fremdartig neuer Eindrücke, die in unbestimmter Fassung angeregten Fragen sich allmählich in die der Colonien zuspitzten, lag ein tiefberechtigtes Motiv darin eingebettet, aus der Verknüpfung nationaler Interessen mit Auswanderung und Welthandel. Dazu wurde, durch Verführung des Namensklanges, allerlei ausländisches Zeug miteingemischt, meist halbmittelalterlich-antiquirtes Gerümpel, was besser unter dem Scharteкenkram verblieben wäre, worin es sich mehrfach bereits verwiesen fand, selbst von maritim bevorzugten Staaten, — von denjenigen wenigstens, die im colonialen Weltgeschäft (während des Geschäftsberufes) kein Glück gehabt (und daß diese die Majorität bilden, braucht nicht vorgezählt zu werden). Durch dieses Zusammenfilzen völlig incongruenter Gesichtspunkte kam jener monströse Rattenkönig zu Tage, der seitdem seinen lärmenden Spuk getrieben hat, um ein „raison d'être“ zu bewahren, während den nachträglich in den Vordergrund gedrängten Geschichtspunkten gerade, jede rationelle Begründung zu fehlen pflegt.

In diesem, den gesunden Menschenverstand mit Umnebelung bedrohenden, Wust Klärung zu schaffen, mußte Jeder mitzuhelfen versucht sein, der nach bestem Wissen eine auf thatsächliche Erfahrungen begründete Ueberzeugung auszusprechen Veranlassung fand, und für solchen Zweck ist eine Reihe anonymer Schrift-

chen (vom Schreiber dieses) veröffentlicht worden (cf. „Zwei Worte über Colonialweisheit, von Jemandem, dem dieselbe versagt ist“ *) [Berlin 1883], „Die Colonie der Tagesdebatte“ [Berlin 1884], „Europäische Colonien in Afrika“ [1884], u. s. w.). Die Meinungsansichten trafen im polemischen Streit auf einander, und unter denjenigen Mißverständnissen, die bei Parteikämpfen in der Hitze des Gefechtes den beiderseitigen Schlagworten nicht zu fehlen pflegen.

Manches allzu Excentrische brach sich selbst die Spitze ab, todfeindlich Gegensätzliches wurde rechtzeitig auseinandergehalten, aber als Resultat aus dem Gang der Dinge ergab sich ein schließliches Product, das für den, zu freierer Bewegung heranreifenden, Zeitgeist noch immer allzu viel Alterthümliches, als Veraltetes (in colonialen Reminiscenzen), enthielt, um einen im Studium der Colonialgeschichte gewürzten Geschmack zusagen zu können. Andere indeß sind anderer Meinung, in Zufriedenheit mit eigenem Colonialbesitz, und da derselbe durch die Macht der Thatsachen jeden-

*) Mit dem Motto:
„Viel falsche Meister jetzt Lieder dichten,
Siehe dich für und lern sie recht richten.“

Bald darauf folgte der commerciell-coloniale Handstreich, der die Situation in die eines „fait accompli“ umschuf, und mit der dadurch hervorgerufenen Aeußerung maßgebender Seits als denkwürdiges Ereigniß in deutscher Geschichte bezeichnet bleiben wird. Mit Meisterschaft war eine umsichtige Begrenzung gezogen, welche vernünftige Schranken aufrecht gehalten haben würde, wenn diese nicht durch das überstürzte Vorgehen im Osten allzu rasch durchbrochen worden wären. Seitdem zieht dem Auge jene Verkettung von Schreckbildern vorüber, deren Ende bedauernswerther Weise noch nicht abzusehen ist (um so sehnlicher jedoch erhofft). Es wurden nacheinander veröffentlicht („Videant consules ne quid respublica detrimentum capiat“) „Die Colonie der Tagesdebatte und Coloniale Vereinigungen“ (Berlin 1884), um vornehmlich die incongruenten Elemente, welche in dem Knäuel der sog. Colonialfragen in einander verwickelt waren, auseinanderzulegen auf Grundlage der geographischen Provinzen, während „Europäische Colonien in Afrika und Deutschlands Interesse sonst und jetzt“ (Berlin 1884), auf dasjenige Bedacht nahm, was in Afrika besonders, Coloniales geschehen ist, mit historischen Aussagen. Weiterhin folgte („Salus rei publicae primus lex esto“):

falls jetzt einmal geschaffen und vorhanden ist, sind die fortan nutzlos theoretischen Betrachtungen bei Seite zu lassen, um mit den Thatsachen zu rechnen, wie in der Sachlage gegeben, zur Stütze der Praxis und im gemeinsamen nationalen Interesse die praktisch empfehlenswerthen Maßnahmen in Ueberlegung zu ziehen. Wenn auch die Neigung zu ablehnendem Verhalten in Privatansicht fortdauern sollte, hat solche jedoch zu schweigen, wenn einiges Handeln erfordert wird, zu gemeinsamem Wohl.

Je schlimmer es steht, desto ernstlicher muß bedacht genommen werden, Schlimmerem vorzubeugen, und schlimm genug sieht es allerdings aus, in Folge all des Unheils, das durch überhastiges Hineinpfuschen angerichtet ist.

Der Grund liegt auf der Hand, da Sachkunde fehlte und (bei dem Ausfall jeder Lehrmittel dafür) fehlen mußte: Sachkunde in der Colonialgeschichte der letzten Jahrhunderte, sowie Sachkunde in den ethnischen Verhältnissen der Völker außerhalb Europas.

„Einige Blätter zur Kolonial-Frage" (Berlin 1884), eine Rücksichtnahme einschließend auf das commerciell richtiger geplante, als politisch ausführbare Unternehmen Robert Flegel's (S. 17 u. flg.). Dann: „Afrikas Osten" (Berlin 1885), sowie (in gegenwärtiger Zwischenactspause): „Das Fremdwort der Colonien" (Berlin 1889). „C'est au commerce, que le monde doit, qu'il n'est pas barbare," bemerkt Abbé Raynal, der Verfasser der „l'histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes," und was von solcher, als classisch anerkannten, Autorität zur Zeit als die Colonialpolitik noch zeitgemäßer galt, damals ausgesprochen war, gilt desto umsomehr, seitdem sie anachronistisch zu veralten beginnt. Dieser Welthandel im Weltverkehr eines humanistischen Weltbürgerthums, — nicht in der Sentimentalität kosmopolitischer Weltanschauungen gesucht, sondern im rauhen Kampf zunächst um materielle Güter, mit naturgemäß eingepflanztem Keimen für idealistisch weitere Erfolge, — diese international über die Erde gebreitete Menschenverbrüderung ist der Zweck, und die Colonien, soweit dabei erforderlich etwa, würden nur als zwangsweis aufgedrängtes Mittel zu betrachten sein, das, so oft es angeht, besser aus dem Spiel bleibt, weil den jedesmal dazu Genöthigten mit Verpflichtungen belastend, die, wenn von einem Andern übernommen, gern zuzugestehen wären, um die eigenen Vortheile, die erreicht werden sollen, desto ungeschmälerter zu genießen.

Daß beste Absichten, (deretwegen kein Zweifel vorhanden zu sein braucht), nicht ausreichen, sagt schon das Sprichwort, und was durch schuldlose Unkenntniß an Schuldenlasten gehäuft werden mag, aus Nichtkenntniß oder Unwissenheit, beweisen die Verschuldungen, welche auf Beamte oder Agenten afrikanischer Gesellschaften, treffen; unter deren Leitung wenigstens und in ihrem dadurch bedingten Charakter, während sich bei Verschiedenen derselben persönliche Veranlagungen erkennen lassen für verständiges Eingehen auf die in ihren Arbeitsbezirken angetroffenen Eigenthümlichkeiten.

Davon abgesehen, ist das Facit soweit ein trostloses, und würde als ein noch trostlos verderblicheres sich erweisen, ohne die divinatorisch fernausschauende Begabung dessen, der — ans Germaniens Schicksalsfügung, im glänzendsten Wendepunkt ihrer Geschichte, zur Lenkung berufen — unter dem Nachspiel des colonialen Wirrwarrs ebenfalls auf Richtiges zu treffen wußte, und kraft diplomatischer Autorität die Ordnung erhielt, wenn mitunter fast ein allgemeiner Zusammenbruch schon zu drohen schien. Wo derartig factische Sachkunde bewährt ist, wird der geschichtsgläubige Patriot einer Fahne folgen, die siegreichen Erfolg, wie immer auch hier, vorzubedeuten hat. Die Leistungen der reichsstaatlichen Vertretung in der colonialen Frage sind zu desto höherem Verdienst zu rechnen, weil fachmännische Urtheile nicht eingeholt werden konnten, bei dem an sich bestehenden Ausfall colonialer Sachverständigen, die selbst aus dem Consularstand nur vereinzelt sich herbeiziehen ließen. Bei der anerkannten Vorzüglichkeit dieser für Deutschlands auswärtigen Interessen so erfolgreichen Organisation, wird der „morbus consularis“ voraussichtlich leicht zur Ausheilung kommen, nachdem sich aus dem durch unerwartete Plötzlichkeit verursachten „furor consularis“ die Besinnung wieder hergestellt hat, aber so lange ein solch normaler Zustand noch nicht Platz gegriffen, werden vornehmlich diejenigen darunter zu leiden haben, die für Ausführung ihrer Maßnahmen der richtigen Hilfsapparate ermangelnd bleiben.

Was unter solchen Schwierigkeiten in günstigen Wendungen (oder doch in Abwendung des Ungünstigen) zu erreichen gelungen,

trägt die Berechtigung auf Anerkennung allzu deutlich zur Schau, als daß sie durch parteiisch gefärbte Stimmung versagt sein könnte. Aber dennoch hat sich die Mahnung anzuschließen, unverzüglich jetzt Hand anzulegen, um hier eine Fachdisciplin zu schaffen, damit diese, weittragendste nationale Interessen berührende, Zeit-, und Streitfrage nicht länger dem Zufall eines Ersten Besten anheim gegeben bleibe, sondern schulgerechter Behandlung anvertraut sei, wie sonst überall aus Gewohnheit vorausgesetzt (und nirgends sonst mangelnd). Für jedes Bedürfniß in unserer Civilisation lassen sich die authentisch redenden Fachmänner berufen, nur beim colonialen mangeln sie, aus dem Mangel methodischer Schulung erklärlich genug für die hier unversehens hervorgetretenen Probleme. Und selbst in der Vorschule mangelt es noch, betreffs eines Studiums der Colonialgeschichte oder ethnischer Rüsichtnahme (neben den geographisch und volkswirthschaftlich zugehörigen Hilfswissenschaften).

Arbeit genug wird's geben. Doch bleibt kein Ausweg sonst, als heineinzubeißen in Eris' Zwietrachts-Apfel, so sauer er sei, und gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Nachdem die Colonien octroyirt sind, indem sie vorhanden, als bittere Thatsache aufgedrängt sind, wird jetzt versucht werden müssen, Brauchbares daraus zu machen, um die bereits erlittenen Verluste nicht nur wiedereinzubringen, sondern noch Gewinn einzuheimsen darüber hinaus vielleicht. Ein allerdings gewagtes Unternehmen, um nicht gutes Geld dem schlechten nachzuwerfen, ein Wagniß also, bei welchem Waghälse den Hals brechen. Erst wägen, dann wagen, und als unerläßlich erste „conditio sine qua non" stellt sich demnach diejenige, welche die baldigst unverzögerte Heranerziehung sachkundiger Fachmänner verlangt. Wohlgeschulte Sachverständige, gediegen gründlicher Vorbildung: Vertrauensmänner für ihre jedesmal eingehend durchforschte Specialität, zuverlässige Experten, sonst dürfte es schiefer noch gehen als bisher (auf schiefster Ebene abwärts, in geometrischer Progression accumulirenden Unheils). Da wir (durch thatsächliche Fügung der Verhältnisse) bereits inmitten der Klippen uns befinden, mit Gefahren allerorts, bringt uns nicht mehr der Wunsch heraus, dem eine

Zauberkraft leider fehlt, auch nicht der Rückweis auf die in der colonialen Frage gesprochenen Verwarnungen, sondern zunächst nur die Tüchtigkeit der Steuerleute (also Schulung sachverständiger Fachmänner).

Mit West-Afrika wird es, wie früher schon, um so ungestörter sich verhalten, je weniger eingegriffen wird (und mit der wissenschaftlichen Erforschung des Hinterlandes könnte sich die der Handelswege in ihrer Auserforschung verbinden). In Südwestafrika ist nicht viel zu holen — außer Plackereien höchstens, die der Mühe nicht werth sind, (so lange der goldig lockende Schein sich nicht als gültiger bewährt) — und im Osten liegt vorläufig Alles zu wild noch und wirr, als daß sich bereits Anhalte markiren ließen für die Landmarken des bevorstehenden Feldzugs. Hier tritt die Complication des Araberthums in Afrika hinzu, und dann die heiklige Frage über die Sklaven, welche durch die momentan sympathische Agitation noch reger zu einer brennenden angefacht wird, als es sonst schon nöthig (oder rathsam). Den nächst zu erwartenden Nachrichten von dort würde deshalb mit schwerer Besorgniß entgegenzusehen sein, wenn nicht erhellt durch den Hoffnungsschein, daß der günstige Stern, der den mit der Leitung Beauftragten bisher in Afrika begleitet, ihm ferner treu bleiben möge, auch unter den jetzigen Vornahmen, die so mancherlei Bedenklichkeiten einschließen, das man sie lieber nicht ausdenkt (so lange für die Beurtheilung gesicherte Daten noch fehlen).

Neu-Guinea bleibe den reichen Kaufmannsprinzen überlassen, welche die Hut dafür übernommen und noch in den nächsten Decennien werden bewahren müssen, ehe sich die Mühen mit ihren, dann um so besser verdienten, Früchten lohnen könnten. Und hoher Lohn mag hier gewährt sein in dem Bewußtsein, eine wissenschaftliche That ersten Ranges gefördert zu haben, im Aufschluß bisher unbekannter Küsten und Ansammlung kostbaren Materials für künftige Studien. Das angelegte Capital bleibt deshalb für das Gemeinbeste nicht verloren, und wird demselben desto besser zu Gute kommen, je weniger Staatsbeihülfe verlangt (oder gewährt) sein wird.

Samoa wäre eine lockende Station, als centrale der Südsee,

wie einst ethnischer Wanderungen, so später für commercielle Handelsbahnen, nach Eröffnung des Seewegs durch den Isthmus. Immerhin liegt dies Kleinodium seiner Art etwas weit in der Südsee draußen, fern von den continentalen Staaten Europas. England hat von Australien aus seine Stützpunkte zur Annäherung, und an Amerikas pacifischer Küste hat es seit Anfang der Digger-Zeit, mit dem in der Zwischenzeit noch nicht völlig abgestoßenen Rowdythum, hinausgeschwärmt über die Meeresinseln, um dort ein abentheuerlich wüstes Wesen zu treiben, wie jetzt auf Samoa, — ein Streitobject, wo einträchtige (und einträgliche) Glättung erschwert wird, wenn die gewiegten Rathschläge der Diplomaten unvorhersehbaren Störungen ausgesetzt bleiben, durch das Kriegsgeheul wilder (oder verwilderter) Insulaner (neben den Kniffen und Schurkereien vagabondirender Hochstapler). Mit den colonialen Eifersüchteleien geräth es sich leicht in allerlei kleinliches Gezänke, unter weitaussehender Nachwirkung von Mißstimmungen und Verstimmungen, so daß der Spruch von „saving pennies and loosing pounds“ in den Kopf kommen kann, bei Rückblick auf die imposant dominirende Stellung, deren sich Deutschland in Wiederaufrichtung altgeheiligten Kaiserthums erfreute, unter allgemein erzwungener Achtung und Bewunderung, freiwillig gezollt über die Erdoberfläche hin.

Haben wir indeß, durch Geschicksbeschluß, auf dem colonialen Felde fortan unsererseits auch mitzuthaten, und — da vor der That, der Rath —, unsererseits auch mitzurathen, so wird es sich zunächst um die richtigen Berather zu handeln haben.

Eingehende Sachkenntniß bleibt empfohlen um so dringender bei heutiger Neugründung von Colonien, wobei sich die Großmächte gegenseitig auf die Finger sehen, und der beste Eingefahrene auch am besten fahren muß.

Früher kam es mehr auf das plumpe Recht des Stärkeren hinaus, und daß auch dann schon, durch Unkenntniß und daraus folgende Mißgriffe, Unheil genug angestiftet sein konnte, davon erzählt die mit Brand und Blut geschriebene Colonialgeschichte der vergangenen Jahrhunderte allzu eindringlich, um nicht den Wunsch zu wecken, von ihren Erfahrungen, durch Erlernen und Benutzen

derselben, lieber zu profitiren, statt sie nochmals am eigenen Leibe zu erproben.

Wer sein Handwerk nicht kunstgerecht versteht, wird in der Sprechweise als Pfuscher bezeichnet, und „opus imperite (inscienter) factum“ bedroht mit seiner Wackligkeit nicht nur sich selbst, sondern wenn's zum Stürzen kommt, auch anderen Hort außerdem, wo der Insasse behäbige Sicherheit wähnte.

Deshalb eben sind in den Ländern der Civilisation Schutzwehren errichtet in Vorkehrungen durch Beschaffung von Hilfsapparaten für systematisch schulmäßige Vorbildung und Ausbildung.

Lebensgefährliche Pfuscherei in der Medicin zu hindern, dienen die „lege artis“ besetzten Lehrstühle, der Ingenieur lernt auf technischer Hochschule, der Landwirth auf national-ökonomischer, und so wachen die Zionswächter überall, das Wissensgebäude vor Gefährdung zu retten, in Philologie, in Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, längs des stolz begründeten Forschungsbaues der Geschichte, mit all' den Hilfswissenschaften, die hinzu gehören.

Hier macht sich nun zunächst ein Mangel fühlbar für den, der über Colonialgeschichte unterrichtet zu sein wünscht, da sie in unseren, mit altclassisch bewährter Gründlichkeit angelegten, Werken über Welt- oder Universalgeschichte nur oberflächliche Berücksichtigung erhalten hat, indem beim Ausfall eigener Colonien das Bedürfniß fehlte, wie es jetzt zum Ausdruck kommen muß, und sich rasch empfindlich macht, wenn nach einer methodisch gearbeiteten Unterlage gesucht wird. Und bedenklicher noch klafft eine andere Lücke in dem aus deutlich erkannten und verstandenen Realitäten zusammengezimmerten Gerüst, das zum Unterbau der Culturgeschichte aufgeführt, bei seinem wichtigsten Beobachtungsobjecte gerade, bei dem Menschen selbst, eines ausreichenden Umblickes entbehrte. So lange die nationalen Interessen in einheimischer Volksgeschichte abgeschlossen lagen, innerhalb des, zu der ihr zugehörigen Weltgeschichte erweiterten, Horizontes, lag für praktische Zwecke kein Anlaß vor, den Blick über solche Interessensphären hinaus weiterhin auszudehnen auf fremde und fernere Welttheile, die außerhalb derselben fielen. Auch sie mochten gelegentliche Seitenblicke erhalten, „curiositatis causa“, aus Neugierde (in Curiositäten-

Cabinetten) oder aus Wissensluft für theoretische Betrachtungen, aber das Drängende und Zwingende des Nützlichkeitstriebes fehlte, ehe nicht die nationalen Interessen ihre gegenwärtig internationale Färbung erhielten, und das Verlangen fortan zur Geltung kommt, neben dem aus dem Alterthum (in den Annalen der Weltgeschichte) überlieferten Menschen, auch denjenigen im Focus deutlicher Sehweite eingestellt zu sehen, der seit wenigen Jahrhunderten erst zugänglich gemacht ist durch die Erdumseglungsreisen im Zeitalter der Entdeckungen. Für die damals hinzutretenden Varietäten des Menschengeschlechtes, für die Autochthonen in Afrika, in Polynesien oder Melanesien und Mikronesien, in Indonesien, in Amerika u. s. w. war keine Behausung vorgerichtet unter den Fachdisciplinen dessen, was als „Universitas magistrorum et scholarium" für sachkundige Auskunft, im Conclave jedesmaliger Experten hergerichtet war, unter Anbau eines Nebenstübchens höchstenfalls, um das, was in der Ethnologie*) gelegentlich hinzugetragen werden sollte, in den Curiositätenkram der Raritätenkammern zu verweisen.

Während sonst also überall dem Laien ein zuverlässiges Auskunftsbureau geboten wird, während sonst in jedem Einzelfalle, wenn es sich für die Praxis um sachverständige Entscheidung in ihren Controversen handelt, das Urtheil anerkannter Autoritäten nachgesucht und verwerthet werden konnte, entbehrt solcher Anhalt Alles dasjenige, was in internationalen Fragen mit Ethnologie und Colonialgeschichte sich einander verwoben findet.

Man hatte sich zu helfen, so gut es eben ging. Wer während einiger Monate (oder Jahre, wenn's hoch kam) seine Nase in Afrika hineingesteckt hatte, repräsentirte als „Afrika-Reisender" bereits einen gewichtigen Gewährsmann, um über die rechtsgeschichtlich und historisch verwickelten Probleme dieses Continentes Bericht zu erstatten; so auch wer in den oceanischen Inseln umhergefahren,

*) Ethnologists are pioneers in a new field of inquiry, — squatters in the Far West of learning (s. Reclus). Zunächst in drängender Zeit handelt es sich um rasche Beschaffung des Rohmaterials, und dann wird Ordnung und Sichtung folgen (nach naturwissenschaftlicher Methode).

dort noch vielleicht, zu weiterer Empfehlung, einer Handlungs-agentur vorgestanden hatte, um über Handelsconjuncturen und Preisschwankungen gründlichere Kenntnisse zu erwerben, schwerlich aber über die das dortige Gesellschaftsleben bewegenden Factoren, die sich gerade dort bis in grauester Vorzeit verlängern, so daß es manchmal bis in frühester Schöpfungsgeschichte solchen Gedankenganges hineinzublicken gilt, wenn man in einem Tagesstreit über Eigenthumsrechte etwa diejenige Urtheilsentscheidung abzugeben wünscht, wie sie beiden Partheien gerecht sein würde, ohne ihr Rechtsgefühl zu verletzen. Ob auf derartige Feinfühligkeit der Naturkinder in kindlichen oder kindischen Subtilitäten Rücksicht genommen werden soll, das bleibt dem Sohne der Civilisation, der gewichtigere, oder für ihn jedenfalls wichtigere, Dinge im Kopfe trägt, in sein Belieben selbstverständlich anheimgestellt, so lange er als Privatmann in eigener Person allein den Schaden zu tragen hatte, den er sich in Folge von Unkenntniß zugezogen haben möchte, weil er Dasjenige eben nicht kannte, was zu kennen ihm nützlich gewesen wäre, für seinen Nutzen. Dies also, wie gesagt, bleibt Jedes privatem Belieben überlassen, und wenn der Kaufmann es allzu unbequem findet, sich in die Sprache der Eingeborenen, in ihre Sitten und Gebräuche hineinzuarbeiten, so kann er sich vollberechtigt damit trösten, daß es mit dem Handel auch ohnedem wohl gehen wird, wie es in der That ja auch stets gegangen, bald gut, bald schlecht, und ein Risico einer oder anderer Art immer zu laufen sein wird, und deshalb acceptirt werden mag.

Ganz anders freilich, wenn allgemein nationale Interessen involvirt liegen, wenn der Mißgriff des Beamten draußen schädigend zurückwirken mag durch tausenderlei Fäden auf die verschiedensten Gewerbskreise der Heimath. Hier allerdings wird correcte Information, und das Bemühen um dieselbe, als unerläßliche Vorbedingung des Amtes verlangt werden dürfen, und wenn trotz bester Absicht solche ausfällt, so ist der Mangel einer genügenden Vorschulung um so mehr zu beklagen, weil gerade unter den primitiven Verhältnissen der Uncultur geistiges Uebergewicht am durchschlagendsten wirkt, weil nämlich die Natur-

kinder, naturgemäß, spielend leicht geleitet werden, „wie ein Kind am Gängelband" (in des Dichters Versen), bei ethnischem Durchschauen des sie beherrschenden Gedankenkreises, aber umgekehrt dagegen, wenn in den ihnen eingepflanzten Rechtsanschauungen vor den Kopf gestoßen, in die Störrigkeit schlecht oder verkehrt erzogener Kinder verfallen, wo jedes Räsonniren, oder Vernunftreden aufhört, und schließlich nichts übrig bleibt, als die Gewalt, und Zerstörung also auf demjenigen Boden, der für Anpflanzungen ausgewählt war.

Ein alterfahrener Kenner, der unter bewährtester Autorität in Polynesien zählt, weil dort geboren und durch seines Vaters Erlebnisse (in Tahiti) auf die eigenen vorbereitet, der englische Consul Pritchard — ganz der rechte Mann am rechten Platz („certainly the right man in the right place"), wie Berthold Seeman bemerkte (1866) —, erzählt aus seinem Aufenthalt in Samoa allerlei Geschichtchen, wie sie ihm in seiner dortigen Berufsthätigkeit vorgekommen sind, und sich aus dem Gezänk halbnackter Wilder unter Umständen zu einem Kriege zwischen zwei Großmächten hatte vergrößern können, wie er zufügt:

Bei Niederlassungen unter wilden oder halbwilden Völkern dürfen keine Beschwerden der Eingebornen unbeachtet gelassen werden. Große Umstände braucht man damit nicht zu machen, aber gehört müssen sie werden, und dann mag, mit einiger Rücksichtnahme auf die dortigen Verhältnisse, soweit sie nicht allzu sehr gegen die Verfassungen der Civilisation verstoßen, Alles leicht hinweggeredet werden (to be quietly talked away), während sonst (wie kurz vorher bei Gelegenheit eines Rechtsstreits um einen todten Hund mit Häuptling Toe Xagatu) die scheinbar lächerlichste Kleinigkeit zur Lawine anschwellen mag, „pregnant with mischief" (s. Pritchard). Unter einem andern Gedankenkreis aufgewachsen, hat sich der Fremde in den jedesmal einheimischen, mit welchem er zu Wechselbeziehungen gelangt, seinerseits hineinzudenken, und wenn durch die Hilfsmittel der Civilisation geschult, wird sein Gedankengang sodann, weil kraft der Cultur ein stärkerer, über den der Uncultur herrschen müssen, nach dem Recht des Stärkeren (und hier einem wohlberechtigten).

Im Uebrigen wäre es durchaus keine harte Zumuthung, wenn von den Angestellten auf jenen lieblichen Inseln eine psychologische Beschäftigung mit den Inselbewohnern verlangt würde, da die Weltanschauung derselben so vielerlei Anmuthiges besitzt, daß sie den Europäer, der bei der platten Einförmigkeit des dortigen Gesellschaftslebens oft Mühe hat, die Zeit todt zu schlagen (so lange Alles den monoton gewöhnlichen Gang geht), vor näherer Bekanntschaft nicht zurückzuschrecken braucht. Die gnostisch angeheimelte Kosmogonie der Polynesier liegt z. B. in dem Pule-heau Hawaiis vor, dem Tempelgedicht des Ku-au-hau oder Prophetensängers Auwai (s. „Inselgruppen in Oceanien", S. 234), und in der von J. White veröffentlichten „Maori Mythology", und auch Samoa ist reich an solchen und ähnlichen Mythen, wie von dem Missionar Turner rechtzeitig noch gesammelt.

Auf den abgeschlossenen Inselgruppen des Stillen Oceans hat sich in ungestörter Meditation ein tiefsinniges Weltsystem zusammengegrübelt, das die von der Ethnologie (gleich beim Beginn ihrer Materialbeschaffungen) in den niederen Formen der Elementargedanken bereits nachgewiesene Gleichartigkeit organischer Naturgesetze, wie sie (mit geographisch-historischen Differenzirungen der Völkergedanken) das Denken beherrschen, jetzt auch für den höheren Entwicklungsgang geistiger Schöpfungen schlagend bestätigt. Wie wir in den populären Formen dortigen Gedankenlebens Alles das wiederfinden, was unter den Volksschichtungen der Heimath noch überlebselt, so treffen wir bei den polynesischen Philosophenschulen (der Tahuna, neben Hoki oder Kaioa) das genaue Seitenstück dessen, was in dem philosophischen Systeme der Culturländer zusammengeschrieben ist, in Europa (im alten, mittelalterlichen und modernen), in China, in Indien u. s. w., und zwar am auffälligsten im Echo aus der Südsee klingen diejenigen gerade zurück, die je nach sympathischer Strömung für den Occultismus, als abstruseste gelten, oder als am tiefsten schöpfend aus der Weisheit Tiefen, religions-philosophisch vornehmlich, im Echo gleichsam jener Räthselworte, woran die Nußknacker der Gnosis, des Buddhismus, der Identitätsphilosophie u. dgl. m. sich ihre Köpfe zerbrochen haben, im „neuzeitlichen

Zusammentreffen mit frühester Sehnsucht des menschheitlichen Gemüths" (s. Pfleiderer) bei dem Berührungspunkte der „Weltanschauung mit den mythologischen Kindheits- und Jugendträumen der Menschheit" (1884).

Bei den Maori, in Neuseeland, beginnt die landläufige Kosmogenie mit Rangi und Papa, oder Himmel und Erde, wie mit Uranos und Gaea in Hesiod's Lieder, reicht indessen, ihrer esoterischen Lehre nach, weiter zurück, bis zum Beginn mit Kore, ein Noch-nicht, oder was platonisch τὸ μη ὄν genannt sein würde (im Unterschied von τὸ ουκ ὀν). Hierüber findet sich das Weitere in der „Heiligen Sage" (Leipzig 1881, S. 21 u. folg.).

Die Weltschöpfung auf Samoa setzt in ähnlicher Weise ein mit „Leai" oder Nichts, was hier ebenfalls in gleichem Sinne gefaßt sein muß, denn ἔστι γὰρ εἶναι, μηδὲν γ'ὀυκ εἶναι, weiß man bereits seit Parmenides, und so erklärt Herbart die Unmöglichkeit, daß Nichts sei anzunehmen (da dann auch Nichts erscheinen würde), am Sein als „reine Position" festhaltend, während sich das reine Sein (vom Ausgangspunkt dialektischer Entwickelung der Logik) als ein mit dem Nichts identischer Begriff ergiebt (b. Hegel)*). Mit der Vernunft als „Keim" im

*) „Le principe de Hégel est le principe du fétichisme qui adore l'arbre, parcequil ignorant les causes du développement, il croit que cet être en croissance porte en lui-même la source absolue de sa vie; croire cela de l'ensemble de l'univers, comme Hégel, c'est même chose que de le croire d'une plante, comme le sauvage, ou plutôt, c'est un fétichisme bien plus aveugle encore" (s. Gratry). Und so, in den Augen seines Gegners, wäre der „unwiderlegte Weltphilosoph" (s. Michelet) — in der Jubelschrift seines Verehrers (1870) — wieder an den Küsten der Naturstämme angelandet, unter Annäherung jener Zeitepoche, die sich, wie Schelling meint, für die Welt wichtiger beweisen wird, als die Entdeckung einer anderen Hemisphäre vor drei Jahrhunderten, um nämlich das „transcendente Positive" aus der Religion durch Erfahrung aufzunehmen. Hierzu hat sich die Logik, aus der Wissenschaft des Rationalen oder des „Nicht-nicht-zu-denkenden" (deutsch-philosophischer Kunstsprache), in das logische Rechnen naturwissenschaftlicher Psychologie umzugestalten, um den „Völkergedanken" nach comparativ-genetischer Methode zu durchforschen. „Die absolute Idee ist dem Greis zu vergleichen, der denselben Religionssatz ausspricht als das Kind, für welchen derselbe aber

„Panlogismus" wird die Welt (in der Ethik) mit einer ewig sprossenden Blume verglichen, der Blume göttlicher Ideen (aus Bewegung des Gedankens), für die Logik, als Wissenschaft des Rationalen (dialectischer Entwicklung), aus der „Gestaltungspotenz" (b. Frohschammer), und wie einerseits von den Wilden Hawaiis mit ihrem „Pua-mai" (im Aufblühen) eine Parallele geboten wird, so anderseits im Abhidharma unter den Arupa auf der Stufe der Naivasamdjnanasamdjatanam oder Nevasaññânâsaññâyatanam (für die „weder Bewußten noch nicht Unbewußten"). Hier (in den Nidana) setzt der Anfang aus von Avixa, also ebenfalls einer Negation (im Nicht- oder Noch-nicht-wissen).

Um nun zum ersten Schritt vom Nichtsein zum Sein den Uebergang zu finden, hat sich der samoanischen Philosophie das sensualistische (und seit der Riechseele neuerdings sensationelle) Auskunftsmittel geboten mit dem Geruch: aus der Spürnase des Hundes (beim „Jäger") gleichsam, während in humane, Nase die menschliche Seele (eines Ruach) eingeblasen war, zum Ordnen, wie es dem Nous zukam (b. Anaxagoras).

Aus der Sinneswahrnehmung, als „sensation transformée", erledigt Condillac (unter Mademoiselle Ferrand's freundlicher Beihülfe) zur Erklärung der psychischen Vorstellungswelt, mit dem Duft der Rose die Schwierigkeit des „premier pas" um durch den Geruchssinn neue Perceptionen zu liefern, denen Bewußtsein zukommt.

In samoanischer Kosmogenie entspringt aus Leai (oder „Nichtsein") Nanamu, der Duft oder Wohlgeruch, wie im Schöpfungsbericht der Batta auf Sumatra, bei erstem Beginnen (s. Indonesien III, S. 31). Dann drängen sich auch hier die

---

die Bedeutung des ganzen Lebens hat", heißt es im „System des absoluten Idealismus", und so, mit jetzigem Eintritt der Naturvölker in den Focus wissenschaftlicher Betrachtung, könnte es sich um einen Verjüngungsproceß handeln durch den Völkergedanken (bei naturwissenschaftlicher Behandlungsweise der Psychologie). Der obigen Parabel vom Baum des französischen Abbé mag verglichen werden, was sich in Hawaii über Kahiko-ka-lani popularisirte (s. „Heilige Sage der Polynesier", S. 157).

„Perceptionen“ auf, indem nach Efuefu (für die Unterlage aus dem „Hypokeimenon“) Ilva folgt: „perceivable“ (s. Turner). Daran schließt sich naturgemäß nothwendig zur Apperception „Maua“ (obtainable), in der Reflexaction zwischen Aromana und Ayatana, aus „Buddhistischer Psychologie“ (S. 28 a. a. O., cf. Relig.-philos. Probleme, Berlin 1884), denn „ordo et connexio idearum idem est ordo et connexio rerum“ (b. Spinoza).

Jetzt liegt Alles verbreitet, wie bei Nama-Rupa in Gliederkettenreihe der Nidana, um aus dem Hades des (unsichtbaren) Ἀειδής (bei Aristoteles), die Dinge (an sich) in die Erscheinung treten zu lassen, in der Realität, — täuschender Maya freilich nur (wie's auch Berkeley vorgekommen).

Von solchem Bedenken zunächst unbehelligt, geht der samoanische Weltenbauer rüstig an's Werk, gleich seinem architektonischen Collegen Visvakarman, im Gezimmer von Erde und Himmel (für indischen Götterkreis).

Zuerst ist die Erde erforderlich (Eleele). Sie ergiebt sich als das Product der oberen Feste und der unteren, als rationell gezogener Mittelwerth im Principium subvenientis tertii (intervenientis tertii), also in weiser Einhaltung des Begrenzten (aus pythagoreischem Gegensatz zum „Apeiron“), ohne in den „progressus ad infinitum“ hineingehetzt zu sein (weder nach Oben, noch nach Unten). Dem hawaiischen Kilo-kilo ist die Erde in sich selbst gefestigt, als „Pa-nona-iho“ (fest im eigenen Kern). Bei den Maori ruht die von Kai-hanga aufgestellte Erde auf Pfosten (den Psalmen gemäß).

Auf die in der Mitte des Weltraums daseiend gesetzte Erde wehen sodann die Winde herab, wie in der lamaistischen Weltschöpfung, wenn die untergegangene Kalpa erneuert werden soll (cf. „Buddhismus in seiner Psychologie“, S. 67).

Auf der aus dem Ruhezustand in Bewegung gesetzten Atmosphäre erhebt sich eine Wolkenbank, die Luftschwankungen werden unruhiger, die Wolken rollen, die Winde blasen verworren durcheinander, bis sie nach naturgemäß vorgeschriebenen Richtungen sich ordnen, und dann wilder anschwellen, um das Festland hervorzutreiben, und damit träufelt es dann herab,

im Thau des Lebens (um Tellus, die Magna-Mater, zu befeuchten und befruchten).

Ein derartiger Schöpfungsvorgang trifft sich überall; der Gottsgeist schwebt über dem Wasser, aus Thales nassem Element, aus der Feuchte (s. d. Welt, Berlin 1883, S. 19) erhebt sich das Festland, unter Menobozho's Händen bei den Algonkin, oder in Yoruba (s. Geogr. und Ethnolog. Bilder, S. 187), und daß mit dem Regen die Lebensbethätigung herabkommt, fühlt sich am durchschlagendsten im trockenen Afrika, so daß dort der Name der Gottheit damit identifiziert wird (bei Bantu und sonst).

In der leitenden „familia" unter den *θεολόγοι* samoanischer Priester- und Philosophenschulen pflegt der Vorgang unter nachstehendem Schema docirt zu werden:

Obere Feste — Untere Feste: die Erde.
Die Erde — Hochwinde: Wolkenbank.
Wolkenbank — Wolkengetriebe: { Wirbelwindgewirr. / Windrichtungen. / Stürme. / herangewehtes Festland. / Lebensthau. }
Lebensthau — Himmelswolken: jagende Wolken.

Die Wolken treiben*) umher, sie fliegen, sie fliehen, der Himmel klärt sich, und nun fällt ein Schatten hernieder, es

---

*) In diesen polynesischen Nebularhypothesen bleibt (der insularen Atmosphäre entsprechend) Mancherlei wolkig dunkel, bis (im Mele) Kapo-hii-luna (nach Oben schwebendes Dunkel) und Kapo-hii-lalo (nach Unten schwebendes Dunkel) sich scheiden (s. Heilige Sage der Polynesier" S. 129). Zum Plutonismus (oder Vulcanismus) neigt das Umstülpen der Welt (in Nukahiwa) oder was (bei der heiligen Hildegaard Kosmogenie) in mystischer Verzückung geredet ist („Lapides ex igne et aqua velut ossa fundi et terram ex humiditate et viriditate quasi medullam constitui"). Im Uebrigen überwiegen bei den Naturphilosophen (der „ferae incultaeque gentes") neptunistische Praedilectionen (s. „Die Welt" ꝛc., S. 20 u. a. a. O.) für die *ὑγρὰ οὐσία* (ophitischer Gnosis), da sich die Erde, seit Thales bereits, schwimmfähig (*πλώτη*) erwiesen hat (*πάντα ἐξ ὕδατος γέγονε*).

dämmert im Zwielicht, der Tagesmorgen bricht an, er steigt zum Mittag empor, dann zum Nachmittag geneigt, zum Untergange hin. Ruhig wehen jetzt die Winde, lieblich schimmert leichtes Gewölk und ätherfrei bald strahlt es am Himmel.

Und am wolkenlosen Himmel, am Himmel gebreitet, als Firmament, erscheint jetzt Tangaloa, der Schöpfer des Menschen. „Cloudless heavens, spread out heavens: Tangaloa, the originator of men" heißt der Refrain (in englischer Version). Und dann geht es weiter zu Pili (Eidechse) bis auf die Vorfahren in der Herrscherfamilie (Malietoa's).

Ein anderes Prophetencoenobium sprach von acht Himmeln (bis zum zehnten, als Ort ungestörter Ruhe), und läßt Tangaloa die Erde bewohnen, als Parallele zum ersten Menschen (der Hidatsa), während nach einer deistischen Theorie, durch Tangaloa der Inselfelsen, aus dem Himmel, ins Meer geworfen wurde, wohin seine Tochter Sina (im Vogel Turi) den Keimsaamen bringt, aus deren im pflanzlichen Zerfall gebildeten Würmern sich die Menschen veredeln, wie aus dem Affen die Jakun (und auf Menado-toewa werden die äffischen Vettern als Vorfahren gefüttert).

Als ur- und vorweltliches Geschöpf figurirt dann in Samoa gleichfalls der Octopus (Fee), wie in Hawaii (in Concordanz mit Owen's Einregistrirung), s. „Heilige Sage der Polynesier" (S. 107).

Eine cartesianisch angeheimelte Schule, unter Samoa's Philosophen, begann zur Ausdehnung mit dem Raum (grenzenlos im Noa-ana der Maori), innerhalb welches das Denken sich erhebt, als umschauendes Haupt, nach den Richtungen hin ringsum, und deshalb genannt „All the sides of heaven", dann wie Brahma's vierseitiges Antlitz, auf die Cardinalpunkte reducirt (gleich den Balaam der Quiché u. A. m.).

Aehnlich wie in Hawaii's Schöpfungsperioden überwacht von Aeonen (in den geschlechtlichen Paarungen valentinianischer Gnosis), verlief eine Evolution, im „struggle for existence" unter schöpferischer Entwicklung (auf Samoa), indem der vorweltliche Octopus mit dem Feuer kämpfend, davon besiegt wurde, dieses von dem Wasser, dann Steine, weiter Pflanzen prädominirten bis zu den Würmern, darauf nun aus der Ferne, (ἔξωθεν also), Mamao

hinzukam für die Vervollkommnung zur Menschennatur (als Ariari in die Erscheinung tretend), während der Anfang (dem polynesischen Gesichtskreis) überall überdeckt und verdeckt war im dunklen Kreisen der Mutternächte (oder „Po"), und solches Gedunkel lag umhüllt (auf Nukahiva) vom „Schweigen" der „Mutuhei", als Syzygie zu Ἀῤῥητος oder (b. Ptol.) zu Βύθος (im Schweigen der Σιγή).

Aus Vermählung der Felsen mit der Erde (unter indischem Symbol des Lingam und Yoni, mit Meru angepflanzt), schwängert sich die Muttererde und aus den Urquellen sendet Sulevao heilige Wasser, in der Unterwelt sprudelnd, wo sie Ishtar sucht (bei den Chaldäern), während von Tawhaki das Lebenswasser (Vai Ora) aus der Himmelsterrasse herabgeholt wird, für die Mysterien-Weihen (der Maori).

Unter jenen Streitfragen, wie bei Hottentotten, den Eskimo, vom Orinoko, aus Fiji u. s. w. bekannt, wird auch in Samoa über Tod und Leben entschieden, wenn der Mensch der ihm zugedachten Unsterblichkeit (oder Verjüngung) verlustig geht, in Folge der Gebrechlichkeit alles Irdischen.

Neben den populären Göttergeschichten, von denen die Mythologie Tahiti's berichtet, fand sich noch eine andere Religionslehre (wie Bouvis bemerkt): „elle est très-ancienne, le hasard seul nous l'a fait découvrir, est je ne sais pas si dans deux ou trais ons sera possible de la trouver encore: „Dans le principe, il n'y avait rien, excepté le dieu Ihoiho, il y eut, ensuite, une étendue d'eau qui recouvrait les abîmes, et le dieu Tino taata flottait à la surface".

Es heißt dann weiter: Eine Schwierigkeit liegt hier zunächst in der Namensübersetzung. Gott Ihoiho sollte nach Einiger Ansicht Nichts anderes sein, als die Leere selbst, während Andere ihn als den sich selbst vorstellenden Gott erklären (le dieu image de soi-même), und in Tinotaata wäre die wörtliche Bedeutung symbolisch zu fassen „le mot corps par celui de type ou de source" (1855).

In ähnlicher Weise war einem Zufall dasjenige zu verdanken, was als die Anfangsstrophe sogenannter Veda der Südsee (in

dem auf Taaroa*) bezüglichen Liede) von Moerenhout glücklich gerettet wurde (wie in den Einzelnheiten von ihm selbst des Genauern erzählt), und daneben erscheint dieser Unterbau am Wurzelgrund (ruhenden Pols) zugleich mit Abstreifung der Muschelschaalen (zur Erneuerung der Kalpen) im (phönischen) Welten-Ei (bramahnischer Schöpfung).

Einen umfassenden Ueberblick gewährt der Schöpfungssang Hawaii's, wo indeß Ihoiho (Hoi) has the meaning of the „manes, ghosts or remains of the dead" (s. Fornander), für „das wüthende, gleichsam von Wuotan angeführte Heer" (s. J. Grimm), im Geisterzug abgestorbener Häuptlingsseelen (s. „Inselgruppen in Oceanien", S. 263), und in Ihi-i-hi (s. Andrews) liegt neben dem Begriff der Heiligkeit (sacred, hallowed) der des Staunens (in religiöser Gefühlswallung).

Wie aus einem Gap-ginnûnga (Kluft der Klüfte) oder einem Kumulipo („Wurzel des Abgrundes") redend (in Versen der Voluspâ), tönt es sodann auf des Dichters Leier oder vielleicht in Begleitung der, (auf Tahiti mit dem linken, auf Tonga mit dem rechten Nasenloch geblasenen), Flöte bei den unter europäischen Gesichtszügen (b. Melville) ansprechenden, Marquesaner (cf. Lawson):

I te tumu ona-ona na ana hoa
Ona-ona-oia te iku-ani
Tanaoa hakapi a anoho i na ani otoa
A Mutuhei ua hei ma una.

*) „Parahi Taaroa te ioa etc.": In des Raumes Unendlichkeit weilt er, Taaroa genannt, ehe die Erde, ehe der Himmel war, ehe noch Meer, noch vor den Menschen, ruft es von oben durch Tangoroa, in seinen Wandlungen, als Wurzel des Seins (u. s. w. u. s. w.). Die tahitische Mythe von Taaroa (als „Phantasie-Metaphysik") ist „eine Lehre von letzten Ursachen, die Metaphysik, von der Kant sagt, daß sie älter als alles Uebrige sei und bleiben würde" (s. Romundt). Die als Oie oder Kane-oi-e (s. Fornander) zusammengefaßten Dreigötter (Hawaii's) existed from eternity, from and before chaos, or as the Hawaiian term expresses it „mai ka Po mai" (from the time of night, darkness, chaos). Bei den Quiché schallt aus der Dunkelheit die Stimme des Schöpfers für Hervorrufung des Geschaffenen (in Brahma's schöpferischem Wort).

Im Anfang, der Raum und Gefährte,
Der Raum in des Himmels Höhen,
Den Umfang der Himmel füllt Tanaoa
Und um ihn geschlungen ruht Mutuhei in Schweigen
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Es ergiebt sich aus diesen nur unvollständig fetzenweis überlieferten Fragmenten, wie in dem insular beschränkten Horizont das Denkbereich nach allen seinen Richtungen durchwandert war, und mit einem derartig philosophisch veranlagten Völkchen hätten wir, wie man denken sollte, keine Schwierigkeiten finden sollen, uns in friedlich-gemüthlicher Weise zu verständigen, ohne an die Gewalts-Uebermacht appelliren zu müssen, wie es in Folge von Mißverständnissen und Mißgriffen so bald bereits und in bedauernswerther Weise nöthig geworden ist. Leichter noch als durch philosophische Argumente hätten in rationeller Benutzung der religiösen Banden, worin diese Naturkinder gefesselt lagen, dieselben am Gängelbande spielend geleitet werden können, wie es die Erfolge der Schiffer-Religionen beweisen, in deren Bekehrungseinfluß die Gläubigen dienstbar gemacht wurden, durch Big-legged Jimming, Joe Gimblet (Sio Vivi) und andere entlaufene Matrosen. Der aufgeweckte rege Geist jenes Inselvölkleins war von einem so überwältigend mächtigen Eindruck betroffen durch die Ueberraschung der von den Entdeckungsschiffen eröffneten Civilisation, daß selbst solch' corrupte Vertreter derselben als Verkündiger einer neuen Offenbarungslehre empfangen und gefeiert wurden.

Während des Heidenthums waren sie von einem vielgestaltigen bunten Götterheere umgeben gewesen, das ihre reiche Phantasie, wie den Gebildeten metaphysische Wolkenreiche, der großen Masse des Volkes grobsinnlicher hervorgezaubert hatte. Jeder Einzelne hatte sich mit seinem besonderen Schutzgotte abzufinden, dem mitgebornen Genius gleichsam (wie Edro in Guinea), dann heischte der Gott des Stammes oder der Familie seine Verehrung, weiter der des Wohnsitzes (des Dorfes oder der Stadt), dem das Kind geweiht wurde, (wie dem Heros der Phratria beim Fest der Apaturia), und schließlich erhoben noch

die Bezirksgötter ihre Ansprüche, das gemeinsame Emblem der oftmals im Kriege Vereinten, die dann um eine nationale Fahne sich zu schaaren hatten. Diese Götter manifestirten sich meist in Meteoren und Himmelsphänomenen, um weithin sichtbar zu bleiben, während die an bestimmten Lokalitäten seßhaften dort jenen Thierwappen vornehmlich eingekörpert lagen, wie sie aus dem Totems noch heute überlebseln, nach Beseitigung der sacramental gefährlichen Macht, wie ein Eßverbot vermieden. Innerhalb und über diese verschiedentlich zersplitterte Götterwelt der Dii minores, die gegen einander in den Kampf geführt werden konnten, walteten dann, allgemein anerkannt, die großen Götter, der Natur und des Alles, wie Tangaloa, allumfassend als Himmelsherr, Mafuie, an den Grundfesten der Erde, Moso, Sepo, Le Sa u. s. w. Bei dem in Polynesien vornehmlich mit der Kunstfertigkeit verknüpften Priesteramt der Tahuna treten, als Tangaloas Priester, in ihrem Collegium (wie bei dem der Brückenbauer, Pontifices, oder Gephyräer anderswo), die Zimmerleute hervor, als Erbauer des von ihnen aus dem (durch den Kahuna kalai waa) ceremoniell erwählten Baumstamm des Waldes verfertigten Canoes, das die Meeresfläche zu befahren hatte, am Horizont mit der im Himmel waltenden Götterkraft zusammenfließend (wie in Varuna's Doppelung). Dann wurde Losi geehrt, der die Nutzpflanze des Taro den Menschen gebracht, (ein Triptolemos oder Dionysos), sowie der Unterweltskönig in Bolotu, wo die Gelage einer Walhalla gefeiert wurden, auch von Tonga's Egi (am Hofstaat Hikuleo's)*). Alles das

*) Saveasiuleo (Savea of the echo) herrschte in Pulotu, wohin (aus unterweltlicher Luao) diejenigen Seelen (samoanischer Edlen) flutheten, welche durch das Lebenswasser (Vai-ola) zu verjüngen waren (für neues Leben). „The upper part of his body was human, and reclined in a house in company with the chiefs, who gathered around him; the lower was piscatorial and stretched away into the sea“ (s. Turner). Der in Krankheit durch den Begu Gefressene geht zu Grunde (der Hel verfallen), wogegen die dem Körper gewaltsam entrissene Seele oder Dondi (der Battaer) zu dem Sumangkot (s. Junghuhn) emporsteigt auf seeligen Höhen. Dann wieder mag es der Spitzpfähle in der Grab-

bedarf keiner weiteren Ausführung, weil durch die ethnologischen Forschungsresultate während der letzten zwanzig Jahre die völlige Identität der Elementargedanken unzweifelhaft festgestellt ist, eine geradezu monotone Identität für jeden der verschiedenen Continente, und nur nach den geographischen Differenzirungen variirt, je nachdem aus Afrika, Amerika, Australien, Indonesien, oder anderen ethnisch umschriebenen Kreisungen stammend, soweit rechtzeitig unserer Kenntniß noch gesichert. Die Haupt-Ernte ist gemacht, und selbst auf eine Nachlese vermindert sich von Jahr zu Jahr die Aussicht auf Vermehrung, da die Zerstörung mit Dampfkraft und Elektricitätsgeschwindigkeit arbeitet, die Rettungsanstalten dagegen auf die unzulänglich spärlichen Mittel beschränkt bleiben, welche entsprechend zu erhöhen noch immer Anstand genommen wird. Und doch ist es höchste und letzte Zeit. Der Gang dieser Zerstörung ist der der Geschichte; ein unaufhaltsam gerechter, weil mit dem, was zu Grunde geht, den Boden düngend für vollendete Entwicklung unter der Pflege der Civilisation. Wohl aber erscheint es rathsam und klug, vor der Vernichtung der psychischen Originalitäten ihren Abdruck zu nehmen und in ethnischen Museen für das Studium künftiger Generationen zu bewahren. Sonst bleiben sie diesen verloren für immerdar, fortgeschwemmt von der Vergessensfluth, ausgelöscht und entschwunden in der Vergangenheit einer versunkenen Welt. Und wenn in schmerzhafter Empfindung der Lücken, Klagen darüber laut werden müssen, hätten sie zurückzufallen auf diejenigen Generationen, denen die Aufgabe zugefallen gewesen, hier entscheidend einzugreifen, zumeist also auf die unsrige, die wir an der Schwelle gestanden haben, als sich während der letzten Decennien der Uebergang vollzog, beim Eintritt in eine neue Aera (internationalen Weltverkehrs). So stellt sich für unsere Gegenwart ein Pflichtgebot, dessen Nichtberücksichtigung schädigend

---

umhegung (bei den Dayak) oder Fesselung der Leiche bedürfen (gegen den Spuk gewaltsam Gestorbener) oder anderes mehr, — aber Alles (und was immer) in gesetzlich gezeichneten Zügen ethnischer Physiognomie, nach den historisch-geographischen Bedingungen (jedesmaligen Völkergedankens), s. „Vorstellungen von der Seele" (1875, passim).

nachempfunden werden würde, so lange auf diesem Planeten hienieden das Menschengeschlecht in den Annalen seiner Culturgeschichte voran- und weiterschreitet (im Hinblick auf die Ziele, die ihm gesteckt sind).

Abgesehen von der, für künftige Ausgestaltung der Culturgeschichte, aus den, mit einer inductiven Lehre vom Menschen aufgeöffneten Perspectiven vorschattirten, Problemen unabsehbar mächtigster Tragweite, wird das Studium der Naturstämme auch der momentanen Tagesstimmung bereits zu Gute kommen, um diejenige Modeverirrung derselben, welche in den spiritistischen Auswüchsen unsere Civilisation zu entstellen beginnt, im unschädlichen Naturheilproceß zu rectificiren (s. „Die Seele" 2c., S. VII). Was hier als scheinbar Absonderliches die Köpfe zu verwirren beginnt, wird solchen Charakter des Sonderbaren am einfachsten dadurch verlieren, wenn es sich auf dem niederen Stufengrade des psychischen Lebens, auf dem Niveau der Naturstämme eben, als normal eingefügt erweist. Hier liegt Material die Hülle und Fülle vor, mit dem nach Belieben auch experimentirt werden mag, durch den Liebhaber nach seinen Liebhabereien, oder durch den Fachmann, um die durchschnittlich geltenden Gesetze biologisch festzustellen. Was bei uns derartiges zur Erscheinung kommt, trägt nach dem Maßstab civilisatorischer Cultur bemessen die Züge pathologischer Abweichung, und wird desto vorsichtiger in rationeller Behandlung zu verbleiben haben, weil zur Ansteckungsfähigkeit neigend, und daß unter allen Epidemien die psychischen sich stets als die gefährlichsten beweisen, braucht dem Historiker nicht bemerkt zu werden. Zu schulgemäßer Heilung von Krankheiten bedarf es für den Arzt vorheriger Vertrautheit mit der Physiologie des normal gesunden Organismus, und so hat als zeitgemäß willkommen zu gelten, wenn sich bei den Wilden draußen Gelegenheit bietet, auf noch normalem Niveau dasjenige zu beobachten, was, wenn auf höherem überdauernd, dort nur als Entartung zurückgeblieben und demgemäß zu remediren ist.

Bei einem auf engster Berührung mit physischer Unterlage

des Psychischen noch herabgedrückten Seelenleben, kommt im Naturzustande zugleich am unmittelbarsten die Gesellschaftswesenheit des Zoon politikon zu ihrem realen Ausdruck, unter dem Einheitscharakter der Horde (s. „Die Welt" ꝛc., S. 456 u. a. a. O.), als Gesammtheit einstehend für alle sozialen Interessen, und als Gesammtheit auch einbegriffen in gleichartig psychische Atmosphäre, die gleichmäßig jeden Einzelnen durchdringt im Ineinanderweben der Gedanken zu der jedesmaligen ethnischen Vorstellungswelt, wohinein vielfach auch die Rückerinnerung noch hineingezogen bleibt, aus gespensterhaften Schatten der Abgeschiedenen im traumhaften Verkehr (s. „Der Papua," S. 14 u. a. a. O.). Wer also, aus irgend welcher psychischer Begabung (oder Hinzüerwerbung) um eine Kopfeslänge hervorragt, herrscht kraft des Stärkerechts mit dessen Macht (s. „Der Spiritismus," S. 2 u. a. a. O.), um so unwiderstehlicher, je einfach argloser die Verhältnisse liegen, und so in monoton einförmiger Wiederholung der (unter ihren geographischen Variationen) hervortretenden Elementargedanken heilen in allen Erdtheilen ähnlichweis die Sauger, als Priesterärzte dasjenige, was durch ihre Imagination in die des Kranken hineinpraktizirt ist, und wenn durch den Hexenschuß z. B. hineingeschossen („Ethnologische Forschungen" II, S. 321) nun wieder herausgezogen werden kann, in den „Holdichen" oder „guten Dingen" (als Gewürm, oder gleich Mücken, Strohhälmchen u. s. w.). Wird durch solche Suggestion („une médication fonctionelle puissante") mittelst der „Psycho-thérapeutique suggestive" (s. Bernheim), der Kranke geheilt, so kann es ihm nur recht sein und da bei den Naturstämmen der Naturarzt „lege artis" functionirt und fungirt, weshalb er diese Methode zur Verwendung bringt, kein Einwand zu bestehen braucht gegen Beanspruchung des Honorars, das dort gezahlt wird, wie anderswo, dem erfolgreichen Arzt („who treats his patient with unfailing decision and dogmatic assurance" (s. Maudsley). Neben diesen in den Reisebeschreibungen hauptsächlich hervortretenden Priesterärzten wanderten nun, vor der Zerrüttung der Originalitäten durch europäischen Einfluß, die in der Auto-Suggestion eines in üppiger Wucherung (der Phantasie) von der Inspiration ergriffenen

Propheten, die Birara in Australien (neben den Mintapa u. s. w.) die Boko bei den Karen (neben den Wih) u. A. m., traumumflorte Schwärmer meist, die unter dem Banne höherer Macht sich fühlend, dann aus Wortgemurmel zu künden suchten, im begeisternden Schwung der Dichtung bald, bald im orakelnden Seherworte, oder auch im unverständlichen Jargon einer heiligen Sprache, die in Altersergrautheit ihren eigenen Sinn vergessen zu haben entschuldigt war. Hier beginnt es nun bunt mithineinzuspielen aus den mythologischen Figuren, welche den Horizont jedesmaliger Weltanschauung aus den Reflexen derselben dort bereits umschweben. Wenn der temporäre Priesterfürst Mikronesien's von Odo erfaßt wird (s. Kubary), trägt derselbe die Marke eines Kalith, der dem jetzt creirten Korong innewohnt (s. „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde" I, S. 33). So wenn (bei den Siamesen) der „Chao" („Xöh Chao"), als „Phra Ongk" in seinem Gefäß des „Khon-Song" (s. Völker des östl. As. III, S. 282), einfährt (für Seherworte) u. s. w., zum Ansatz des Priesterkönigthums (unter innewohnender Tendenz zur Spaltung).

Hat sich der Mensch, während der Dauer der „Enthusiasis" in einen Gott gewandelt („Liutino tagata" auf Samoa), oder in den Halbgott, welcher in dem heraufberufenen Heros repräsentirt wird, — durch seine Symbole und Embleme sowohl, wie durch den Habitus und die Gesten des hier unter überweltlichem Machtgebote auf Erden Agirenden —, wird die schuldige Verehrung demuthsvoll gezollt auch noch der Mari (in Afrika), wenn der Pepo eingefahren (s. „Afrika im Osten", S. 28), obwohl hier bereits, aus einer missionsweis eingeführten Religion, als orthodoxer, der Fundi dazwischengreift, und wie überall im „Schachspiel weißer und schwarzer Magie" (s. Der Mensch u. d. G., S. 94) geräth dann das Ganze des bisher für den Cult früher stereotypen Ceremonialcodexes in bösen Verdacht. Wenn sodann etwa in Siva's Tempel die Dämone Bhuiroba's ausgetrieben werden (im Conkan), bleibt dem klug berechnenden Priester wieder die Ausnutzung der feindlichen Macht selber durch Vertragsabschluß, wenn Wibechana (Ravana's Bruder) in Dienst genommen wird (auf Langka), und ohnedem pflegt der bei guter Pflege seiner Götterbilder, unter des Tenemos wohlhäbig be-

hausenden Dache, in mechanischer Schablone leicht an Bequemlichkeit gewöhnte „Hiereus" darauf bedacht zu sein, für erforderliche Aushülfen den „Mantis" zur Seite zu haben, oder — wenn diese Völkergedanken guineisch auszudrücken wären — den „Wongtschä" (neben dem „Wulomo") sowie, wenn ceylonisch, den „Yakko-duro" (neben dem „Kapu-wale"), cf. „Der Fetisch" (S.105) u. a. m.

Indem nun neben den officiellen Göttern,*) die in ihren prachtglänzenden Tempeln dem gemeinen Mann meist zu theuer oder doch wenig zugänglich sind, neben solch himmlischer Aristokratie oder Hierarchie, ein Jeder noch gerne sein Privatgöttchen, ein „Gütchen" oder „Hütchen", als Schutzgeist (im „Spiritus familiaris") mit sich führt, zum Hausgebrauch (zum Dienst, als

*) The private gods were supposed to dwell, in somo tangible object or thing which was held in the highest veneration by the individual, whose god was enshrined in it (als Aitu des Neugeborenen). One took up his abode in the left wing of a pigeon, another in the tail of a dog, another in the right leg of a pig, another in a shark, another in a cocoanut, another in an eel etc. (in Samoa). The family god (zum Schutz gegen Krankheit, Krieg, Tod) im Hause gegenwärtig, wurde in stillen Festen (unter andächtigen Gruß der Ava) gefeiert, um Vorzeichen gegen Gefahren zu erhalten, oder Wünsche auszusprechen für den Bau eines Canoes oder Hauses (von Fremden unberührbar). Over every town presided a god (to him was dedicated every child), mit dem fale-tell (large house) als Tempel und heiligen Hain (unter erblichen Priestern) bei Krieg und öffentlichen Geschäften befragt (in Festen), wie Actu-o-le-Lagi (God of the Heavens), Tiu-Pulotu (king of Pelotu), Le Vae vave (Swift-footed), in Vögeln incarnirt (als der Stadt heilig. The district gods (over the political divisions of tho islands) were incarnate, some in birds, other in fishes, one in the rainbow, another in a meteor (Anzeichen gebend auf Kriegszügen). The national gods (on the earth and under the earth, in the heavens and in the sea zerfallen in zwei Klassen, the gods whose divinity was original (the great gods, wie Tagaloa, Moso, Sepa, La Sa) und „doified mortal" wie Tiitii, „the deified son of Talaga", der Feuer brachte (von Mafui) und die Erde erhob, oder wie Losi, der den Taro vom Himmel geholt (s. Pritchard). Neben Tangaloa-lagi verehrten die Samoer Kriegsgötter, Tamafaiga, Sinleo and Onafanua, the first ontices them to war, the second leads them to it and tho third is a female goddess, who encourages them to fight (s. Wilkes), gleich Bellona (neben Mars).

Kobold, oder Schabernak neckerischen Poltergeists), so hat sich überall auf der Erde zur Ausnutzung des günstigsten Momentes dafür die Jünglingsweihe empfohlen, wie sie, zur Confirmation, bei Indianern, Australiern, Alfuren, Nigritiern u. s. w. mehr weniger gleichartig vollzogen wird (s. „Z. N. B. d. Pf.", S. 134 u. flg.) und sich, in der naturgemäßen Begründung dieses ethnographischen Elementargedankens überall dort bewährt bewiesen hat, auch in späteren Stadien, wenn durch geschichtliche Zwischenfälle mehr weniger eliminirt, aus Nachklängen überlebselnd, wenn die Wehrwölfe umgehen, als Löwen bei den Hottentotten, als Tiger oder Leoparden in Indochina, als Hyänen der Buda (in Abyssinien) u. s. w.

In vorwiegender Form symbolisirt sich das Prototyp, wie beim algikonischen Pubertätstraum enthüllt, im heiligen Thier (s. „Religionsphilosophische Probleme", II, S. 52 u. fg.), leicht aus dem Totem (oder Kobong), weiterhin zum Wappen verbleichend, während bei Atua noch in vollster Gotteskraft schwelgend, stark genug, um den Verehrer in sich aufzunehmen, beim Verschlingen in der Sterbensstunde, für welchen Zweck Mahadeva's Bildsäule auseinanderklaffen mag im indischen Tempel (stolzen Kastengeistes), während anderseits populäre Vernüchterung auf den Seelenfraß geräth, auf den die Seele fressenden Gott, oder doch den Dämon, gleich Miru in der Unterwelt (der Maori). „L'image, c'est la sensation spiritualisée" (s. Séailles), als ideales Prototyp, wenn im eindrucksfähigen Momente erfaßt, und bei dauernder Assimilation demgemäß haftend (den Vorstellungen eingewachsen).

Eine Vereinfachung bietet sich in der Congenialität des mitgebornen Genius, „cujus in tutela ut quisque natus est vivit" (s. Censorinus), ein auf dem Scheitel (Chomkhuan) thronender Mingkhuan bei den Thai, der sonst auch im Daimonion reden mag, als Akua-nohe (polynesisch), oder seine horoskopische Bestätigung erhalten, gleich dem Edro (der Eweer). Mawu ist zu fern und hoch, um vom Gebete erreicht zu werden, aber bei ihm, in Nodsie, weilt aus (platonischer) Präexistenz die Kla, welche aus solcher Seelenheimath bei der Geburt in den Körper (dem σῶμα als σῆμα) hinabgeschickt wird (am Dsogbe). Dieser den oberen Höhen entsprossene Himmelsgeist fällt in den irdischen

Leib als „Luwo“ oder Schatten, die Seele (der Seelenkunde), die aber ihre beste (oder andere) Hälfte anderswo gelassen (wenn nicht in der Himmelsheimath zurückgelassen) hat, und sich für die Schwarzen Guinea's in jenen Genius eben zerbricht, der als Aklama oder (bei den Odschi) Edro denjenigen Naturgegenständen innewohnt, die, wenn durch Priesterverstand richtig erwählt (oder. bezeichnet), Glück im Leben bringen (frô Saelde), während sonst der Arme sein Unsaelde nicht los wird (als der „Unsaelden Kint“). „Vouloir et savoir, c'est pouvoir, vouloir ne suffit pas“ (s. Gratry), aber mit dem Wissen wird Jeder seines Glückes Schmied (*μαντικόν γε τι καὶ ἡ ψυχή*), cf. „Zur ethnischen Psychologie“ (Z. f. E. 1885). In pharaonischen Reminiscenzen gleichsam (aus dem afrikanischen Völkergedanken), gliedert sich den nigritischen Psychologen das Geschick der Seele in ihrer Geschichte folgendermaßen weiter:

Obwohl dem Körper nur als Schatten (Luwo) angehörig, und mit ihrem Sehnsuchtsstreben auf den im Makrokosmos verbleibenden Edro hingerichtet, wird dennoch die „Kla“ kaum jemals von besudelndem Contacte sich frei zu halten vermögen. Vom Anhaften bleibt etwas kleben, nach beiden Seiten hin: Einmal nämlich an der physischen Constitution, wo Psychisches, weil absorbirt und assimilirt im Wachsthumsprozeß (und allen Functionen desselben also dreinsteckend), sich demgemäß infizirt finden muß (wie auch bei dem Act der Zeugung in unausbleiblichen Folgen merkbar). Das erkennt sich aus der „Bla“ („Ba“ im Aegyptischen) genannten Seele, als der im Stamm wiedergegebenen Stammesgeschlechtsseele, mit „atavistischen“ Kundgebungen (aus der Vererbung) bei Regenerationen der Blamo (in Akra). Anderseits hat der Körper, mit seinen Lüsten und sinnlichen Begierden, auf die früher durch andere Freuden erfreuten Kla influencirend, Leiden zuzufügen, unter schmerzvollen Gewissensbissen, die in „Gbesi“ sich aussprechen, um vor der Degradirung zu warnen. Indeß werden bei der Gebrechlichkeit der Menschennatur die Folgen nicht ausbleiben können, und deshalb, wenn in der Todesstunde die Kla nach „Nodsie“ zurückzueilen meint, pflegt die Rechnung, wie sie bei Sakyamuni's

Schüler durch Karma aufgestellt wird, nicht rein zu sein, da aus mancherlei Schuld (und Verschuldung) die Sühne noch rückständig ist. Das bringt nun die unangenehme, und allseits störende, Zuthat des Spuks, in Sachen des Seelengespenst's oder Sisa, das sich am Grabe umhertreibt, und dort, wie überall bekanntlich (s. „Die Vorstellungen von der Seele", 1875, pssm.), gefährlich werden kann durch Nachstellungen, zum Krankmachen, oder (mit dem Einfahren) auch in Besessenheitszuständen belästigt.

Es hat sich deshalb, in allen fünf Continenten, dem das Jenseits kündigenden Priester die alterfahrene Praxis guterprobt erwiesen, den unruhigen Seelengeist zu bannen, und wenn kein Eisenkerker etwa, in Chaysi's (mikronesischen) Tartarus, zu Gebote steht, scheucht man ihn über das Wasser, das auch beim Austragen des Sarges bereits dem Tod hinterher zu genießen Volkssitte geblieben ist (s. A. Wuttke), und die Zeit, die alle Wunden heilt, bringt dann Vergessenheit „aus des Lethes stillen Strom". Derartige Unterweltsflüsse strömen nach allen Richtungen auf der Erde, während man anderswo insularen Bezirken den Vorzug gegeben hat, meerumwogte „insulae fortunatae", oder in der Bucht von Guinea die von dem Wasser des Rio Volta umflossenen Inseln, wohin die Sisa verwiesen ist, für die Fortdauer ihrer Dämmerexistenz dahinbleichend, bis sie mit der letzten Feuchtigkeit des verwesenden Körpers ihrerseits auch entschwunden sein mag (zu Paracelsus Zeit).

In dieser afrikanischen Psychologie subsummirt sich demnach der Seelenbegriff unter Kla (in verschobener Stellung zur Ka des Nilthals), Bla, Luwo (Sasuma der Odschi), Dsi (Obesi), Noali oder (bei den Odschi) Sisa, wozu (bei den Eweern) noch „Susni" käme, in dem Gedanken des Tame (Kopf-Inneres).

Bei den Madageren spukt Matoatoa (s. Ellis), und neben dem Fanahy, im geistigen Princip, verschwindet Saina unsichtbar beim Tode, als Levona und Aena im Winde (Riwotra).

Bei den Karen geht das Seelische mit Kelah in pantheistische Vervielfältigungen über, (practisch verwerthbar in der Reisseele, für „Ka" als den Essensgott auf Tonga), während eine Doppelung der Seele fast durchgängig angetroffen wird,

der Traumseele wegen, die als „Leipya“ oder (birmanischer) Schmetterling umherfliegt, als ψυχή πνεῦμα καὶ ζωΰφιον πτηνόν (b. Hesych.) und beim Schlaf „entläuft die Seele in Gestalt einer Schlange, Wiesel, Maus“ (s. J. Grimm). In Polynesien tritt zu dieser Nachtseele (aus dem Eulensymbol) der Doppelgänger auf der Tageszeiten, und so unterscheidet der Hawaiier neben der „Uhane make“ oder Spukseele (der Todten) die „Uhane ola“ (s. „Zur Kenntniß Hawalis“, S. 21), welche schon während des Lebens den Körper verlassen und umherwandeln kann, den Augen erkennbar (wie in Schottland). Noch substantieller erweist sich die Sharira eines Astralkörpers im „Orang-alus“, wie die Passumah die Seele bezeichnen (s. Indonesien III, S. 8), während bei Hume sich die Seelensubstanz in „Bündeln“ (von Vorstellungen) auflöst, oder in „Khanda“ dem Buddhismus, der der Seele entbehrt, gleich der „Psychologie ohne Seele“ (zum Endresultat), während sie sich, unter den Eskimo, den Angekok sie mit Händen gegriffen haben, handgreiflich erwiesen hat, und zwar schwammig anfühlbar. Dazu kommt dann leichtverständlich genug das Seelenflicken (in Oregon), das Handwerk der Poi-ohane (Seelengreifer) u. dergl. m.

In der samoanischen Bezeichnung für Seele, als Agaga*), liegt das Umherwandeln (in „Revenants“), während das Denken in „Manatu“ auf die transcendental überschattende Macht in „Mana“ führt, die auch bei den Maori die Geschicke durchdringt, bei dem Einzelnen sowohl, wie für die Gesammtheit, deren Wohl durch die Mana des Häuptlings bedingt wird, aus dessen Tugend, — oder eines Tua, wenn es das Faustrecht gilt —, in frommer

*) Die Seele oder Angange (that wich goes and comes) ist (auf Samoa) „the daughter of Taufanunu or vapours of land, which forms clouds“ (s. Turner). „The Samoans (hospitable affectionate, honest and courteous) have well been described as a nation of gentlemen“ (s. Wood). Zu ihrer Insel kommen die Himmelstöchter herab, um deren Besitz der Wettkampf entbrennt (bei ritterlichen Spielen der Jünglinge). Liutinotagata von liu (wandeln), tino (Körper) und Tagata (Mensch) bezeichnet (auf Samoa) die Incarnationen der Götter (cf. Pratt), metasomatisch (für Wiedergeburten in Metempsychose).

Tugendkraft am Aeaceum (auf Aegina). Der Menschengeist (Atua pore pore) wurde im Neugebornen als Tiki's Geschenk aus Po begrüßt (He-Po-Tiki). Der Gott, dem das Kind (auf Samoa) geheiligt war, erschien als Aitu-fale, in Thierform, Schildkröte, Eidechse, Hay, auch als Hund, seit Einführung desselben. Die Seele des Giljaka geht in sein mit Leckerbissen gefüttertes Lieblingspferd über (s. Landsdell), und ein schwarzer Hund umwedelt den Schwarzkünstler (seit Agrippa's Zeit). „Jean Willimott called two spirits, one in the likeness of a kitten, and the other of a molde warp (a mole)“ für Ellen Green (1618), und den Saivo-Thieren der Lappen entsprechen, gleich Nahual (der Quiché), Aldarahel (auf den Palau), ethnische Parallelstücke allüberall. Das heilige Thier, als Ole Ata Aitu oder Schatten eines Gottes (auf Samoa), heißt (in Ponapu) Ani (s. Kubary) oder (auf Ruk) Nginju anu (Schatten oder Seele der Anu). Um für priesterliche Suggestion den Boden vorzubereiten, wird ein hypnotischer Zustand hergestellt in rhytmischer Monotonie durch Tanz und Gesang, mit Beihülfe von Geruchsbetäubung, Rauschtrinken u. dgl. m., wie aus den in der Mantik geübten Kunstgriffen bekannt, damit die „befehlende Stimme“ (des Exorcisten oder Teufelsspuks) um so gebieterischer wirke, und der Dämon erzittere, während anderseits dann wieder der „böse Blick“ als dämonischer zu fürchten ist, und in Fixirung des Blicks, durch Farbenpunkte (für die Dhyana) Verzückung eintritt, in der Meditation (auch der „Umbilicani“). „Die Suggestion wirkt, sobald sie actuell wird, hypnotisirend“ (s. Krafft-Ebing), und so zeugt es weiter in Selbstbefruchtung aus dem „Nachbild des Ur-Lingam“ (s. N. Müller), ein selbstverschlungener Brahma in mystischer Versenkung, wenn für ontologische Erweiterung der Psychologie das Psychische sein Primat erhält, wie unter dem siebenten Aeonen-Paar der Kanaka (s. „Heilige Sage der Polynesier“, S. 110).

Als die aus Bolotu nach den Tonga-Inseln gekommenen Götter ihre Canoes zerbrochen hatten, fühlte sich Einer von ihnen durch Einen der vornehmsten Götter von Bolotu inspirirt, und verkündete, daß, da sie von den irdischen Productionen gegessen,

sie dort zu bleiben hätten, und Alles umher „Maha-Mahaki“, d. h. der Vergänglichkeit und dem Tode unterworfen sein sollte (vergeblich die Rückkehr nach Bolotu versuchend). So sanken die auf die neugebildete Erde herabgeflogenen Engelswesen aus Abhassara durch den Genuß irdischer Speise und Verlust der seelischen Flügel in Vergröberung des Körpers, (bis wieder geläutert durch die Megga).

Innerhalb der mit dem Tabu abgeschlossenen Kaste durchlaufen nun auf Polynesiens Inseln die Regierungsgewalten*) den üblichen Gang, bei Zerfall des Priesterkönigthums und den Versuchen, neues Gleichgewicht herzustellen während solch schwankender Uebergangszustände, — wie sie in diesem Augenblick Interessen gebietender Großmächte in das Parteigezänk hineinzuziehen drohen, worin die Wilden auf ihrem Eiland, kleiner Inselgruppe, gegen einander hineingerathen sind.

Hat bisher eine selbstgenügsame Gelehrsamkeit die Naturstämme allzu winzig und niedrig erachtet, um eines ernstlichen Blickes würdig zu sein, wird doch jetzt die Glocke geschlagen haben,

*) At the time of M. de la Perouse's visit (1787), the people of Aana are said have been the greatest warriors in Upolu, and to have held the power on their Lands until about the period of Mr. Williams arrival (1839), when the people of Manono, assisted by old Malietoa, of Letoamasanga gained the ascendancy (s. Erskine) in Malo-to-toa or the „gentle government“ (s. Wilkes) bis zum Kriege gegen Aana (mit Atua verbündet) mit Malietoa (von Sangana) und der Bundesgenossenschaften (in Savaii). Von Manono (mit der Inselfestung Apolima) aus herrschte Tamafago über Savaii und Upolu, als „O le Tupo o Savaii“ (mit dem von Malietoa angenommenen Titel), bis getödtet im Aufstand Aana's (1830), der durch Verwüstung gerächt wurde (unter Manono's Herrschaft). The whole power lies in the high chiefs of the „Malo“ or conquering party. They assemble in „fono“ and determine the general laws and rules of action. At the head of this is Malietoa, who is now considered the head chief of Atua, and as supposed, will shortly acquire that of Tui of Aana (1838), to obtain this title requires the consent of the chiefs of Manono and part of Savaii, which belongs to the ruling party (s. Wilkes). Die Tupu mit deren Verwandten (in zwei Stufen) bilden die Alii, mit dem Volk verkehrend durch die Tulu-fales (proprietors of the soil).

für ein Studirstündchen der Belehrung, um die materiellen Interessen der Heimat vor Schädigung zu bewahren, und Vorbeugung treffen zu können, ehe ein unbedacht abgelöstes Steinchen im Weiterrollen zu einer Lawine anschwillt, unter der gar plötzlich Mancherlei, und kostbarstes Eigenthum zugleich, (realen und idealen Werthes), unversehens begraben liegen könnte.

Betreffs psychologischer Studien über die mit Prophetenbegabung in die culturgeschichtlichen Gestaltungsbilder eingreifenden Extase, — und deren, der Beobachtung zugängliche, Vorgänge (bei den priesterlichen Functionen in Polynesien), — findet sich, aus Tonga, Folgendes (bei *Mariner*); cf. B. z. v. P. (Berlin 1868):

„Der Priester sitzt schweigend, die Hände gefaltet, die Augen niedergeschlagen, und wenn er auf Befragung spricht, so beginnt er gewöhnlich in einem tiefen und veränderten Ton der Stimme, der allmählig zu seiner natürlichen Höhe steigt oder über dieselbe. Alles, was er sagt, gilt für Offenbarung, und als Gott redet er in der ersten Person. Zuweilen aber bekommt seine Physiognomie etwas Wildes, sein Auge blitzt und sein Körper ist in Erschütterung beim Drange des inneren Gefühls. Ein Zittern geht ihm durch alle Glieder, der Schweiß bricht in dicken Tropfen an der Stirn hervor, seine Lippen werden schwarz und zucken convulsivisch. Endlich ergießt sich ein Strom von Thränen aus seinen Augen, seine Brust wird von stürmischem Drange gehoben, und die Worte, die er sagen will, stammelt er. Hat ihn mit allmähliger Abnahme der Symptome die Exaltation verlassen, so ist er einige Zeit abgespannt und nimmt dann einen neben ihm liegenden Streitkolben, ihn umherwendend und aufmerksam betrachtend. Er wirft die Blicke auf die Zuschauer zur linken Seite, dann wieder auf den Kolben, hebt mit gleichem Ernst die Augen empor, schlägt sie abermals nieder und wiederholt dieses Hinstieren auf die Keule oder die Umgebung. Endlich erhebt er die Keule und schlägt nach einer Pause den Pfosten, worauf ihn der Gott sogleich ganz verläßt."

Aehnlich auf Tahiti (bei *Moerenhout*):

„Ein Individuum im Zustande der Inspiration hatte den linken Arm in ein Stück Tuch aufgewickelt, als Zeichen der

göttlichen Gegenwart. Er sprach mit einem gebieterischen und heftigen Ton der Stimme. Die Anfälle, als er zu prophezeien begann, waren ebenso schreckhaft als imposant. Zuerst begann ein allgemeines Zittern der Glieder, das Gesicht aufgedunsen, die Augen wirr, roth und leuchtend, mit wildem Ausdruck. Er gesticulirte, articulirte Worte ohne weiteren Sinn, und stieß furchtbare Schreie hervor, die die Umstehendem entsetzten, und zuweilen zu solcher Höhe aufstiegen, daß sich ihm Niemand zu nähern wagte. Rings um ihn herrschte Schweigen, Schreck und Ehrfurcht. Dann erfolgte die Antwort auf die gestellten Fragen, er verkündete die Zukunft, das Geschick der Schlachten, den Willen der Götter, und jetzt, wo sein Busen unter Begeisterung schwoll, war seine Sprache ernst und erhaben, seine Ausdrucksweise voll edler Beredtsamkeit. Oft hat man es erfahren, daß Leute, die bis dahin weder Talente noch Rednerfertigkeit gezeigt hatten, in dem convulsivischen Delirium, plötzlich in wohlgefügtem Zusammenhange sich über die wichtigsten Dinge ausließen, und sich auf das Gründlichste über ihnen bis dahin ganz fremde Gegenstände, über die verwickeltesten Fragen äußerten, in jener hyperbolischen und bilderreichen Sprache, wie sie, im Unterschiede von dem Volksdialekte, nur im Besitze der Häuptlinge und Redner zu sein pflegt, die sie seit ihrer Kindheit erlernten. Diese Fähigkeit entwickelt sich hier mit der Verzückung und dem erwachenden Enthusiasmus. Solche Begeisterte, die während der Kriegsaufregung sich durch ihren Muth, ihren Scharfsinn und ihre Beredtsamkeit auszeichneten, verloren dann auf einmal, wenn sie in ihre gewöhnlichen Verhältnisse zurückgetreten waren, alle diese außergewöhnlichen Eigenschaften, und konnten sie später auch niemals, so viel sie sich darum bemühten oder durch neue Gelegenheiten dazu geführt sein sollten, wieder erlangen."

Aus Indien berichten die Missionäre:

„Der Ausdruck suncharu (Durchdringung oder Eintritt) wird auf jede Art Besessenheit, gut oder böse, angewandt. Der Ausdruck suncharu besitzt auch allgemeine Verwendung, wird aber in der Praxis gewöhnlich auf den Anhauch einer Gottheit beschränkt oder auf den Agatho-Dämon. Das Wort bedeutet das

Passende in Ort, Gelegenheit und Zeit. Der am gewöhnlichsten für göttliche Besitzung verwandte Ausdruck ist Waren. Das masculinische Substantiv Wara wird hauptsächlich verwandt, den elementaren Wind zu bezeichnen, das von demselben Worte abgeleitete Neutrum Waren drückt den Wind in Bewegung aus, mit einem Hinblick auf einwohnende Belebtheit, gleichsam afflatus, spiritus, pnéuma. Der Plural Warin (oder aurae), als bewegte Lüfte, Athemzüge, Windstöße, Geisteshauche bezeichnend, wird gebraucht, um alle die entkörperten Verstandeskräfte dämonischer oder göttlicher Natur zu bezeichnen, die sich in elementaren Tabernakeln flüchtiger oder phantasmagorischer Natur umherbewegen. Der Singular (Waren) ist dagegen gewöhnlich für den göttlichen Anhauch reservirt. In volksthümlicher Sprechweise wird das Uebereinkommen göttlicher Besitzergreifung häufig ausgedrückt durch Devu alleh oder Devi allya (der Gott kommt oder die Göttin ist gekommen). Der Waren Amba-Baee's war erblich in der Familie von Sattara. Unter den Tempeln im Conkan, die sich eines permanenten Waren rühmen, ist der von Rameshwuru (bei Malwun) für sein Orakel, der von Hurhureshwuru (bei Bombay) für seine Kuren besonders berühmt. Der unbehauene Stein, der dort verehrt wird, soll von selbst durch die Erde aufgeworfen sein (als Lingam Shiva's). In den meisten Plätzen schweigen die Orakel während des Monats Poush, indem die Devi sich dann nach ihres Vaters Behausung (Maher) begeben, [wie an der afrikanischen Westküste die Götter während der Regenzeit abwesend sind]. Die bei der Kapelle Khundobas (bei Byculla) den Gotteshauch Suchenden tragen vereint einen Turung oder Pfeiler zu Ehren Gottes. Die Prophezeihungen der Wittwe des Ministers Vittul Tunt, der, vom Waren begeistert, dem Rajah von Sattara Sieg über die Engländer und die Kaiserkrone Delhi's versprach, wurden in einem Buch niedergeschrieben, daß Sir James Carnac im Palast fand. Ist Heimsuchung in Familien erblich geworden, so wird sie schließlich als göttliche Gunstbezeugung angesehen und dann dem Kula-devata oder Hausgott zugeschrieben. Auch mag ein Leidender dessen Besessenheit bisher für eine dämonische gehalten

wurde, erfahren, daß in einem erntfernten Zweige seiner Familie oder in einer früheren Generation etwas Aehnliches statt hatte, und er wird fortan das bisher Gefürchtete als günstiges Zeichen begrüßen" (s. „Beiträge zur vergl. Psychologie", S. 137). „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit" (s. Seneca), „folie et génie sont congénères" (b. Moreau). „Le génie, c'est l'esprit atteignant son apogée au moment, où il dépasse la reflexion et redivient nature" (s. Séailles), wenn harmonische Gesetzlichkeit gewahrt ist (in logischer Rechenkunst).

Unter den physikalischen Agentien der geographischen Provinzen treten zu den Bedingungen für die organische Wesenheit des Menschen die psychischen Reizeinwirkungen aus der gesellschaftlichen Atmosphäre (im Sprachaustausch), und im Zusammenwirken der verschiedenen Factoren reflectirt sich das Total der ethnischen Weltanschauung in ihrem jedesmal characteristischen Gepräge. Der innerhalb der psychischen Sphäre seiner Heimath Geborene durchtränkt sich mit derselben beim Aufwachsen in der Erziehung, und so sind es die unter den (in ihren Effecten zusammenwirkenden) Causalitäten geographisch-historischer Umgebung gezeitigten Schöpfungen (des Völkergedanken), welche (aus der social umgebenden Region) wieder einsteigen in den psychischen Wachsthumsproceß des Einzelnen, um heranzureifen zu den Früchten idealer Güter (in der Cultur). Hier nun gilt es richtiger Leitung und Hütung, um die Gesundheit normaler Entwicklung zu bewahren, wenn aus religiös übersinnlicher Bindung fortschrittlicher Forschung ihre Freiheit erkämpft werden soll.

Um die Frage des Anfangs über das Sein (in seinen Verschlingungen mit einem Nicht-Sein) zu beantworten, ist sie zunächst für die zur Lösung erforderliche Methode zu stellen, und hier ergiebt sich im logischen Rechnen der mathematisch selbstverständliche Satz, mit der Eins zu beginnen, im Zählen und Rechnen, durch Vermehrung oder Verminderung, in Addition und Subtraction (b. Hobbes). Um jedoch eine Rechnung zur Anwendung zu bringen, verlangt sich in Vorbedingung das Material zum

praktischen Zweck, im Spiel mit den Zählsteinen. Sie liegen, so zu sagen, vor, im Gestein selbst, in Mineralogie und Geologie, in Physik, in Chemie, und hier, wenn wir auf die Elemente gelangen, auf letzt untheilbare Atome, ist damit die Grenze in sich selbst gesteckt, welche vorderhand nicht überschritten werden darf.

Wenn der Blick auf das Organische gerichtet wird, erweist sich die vom Anorganischen trennende Kluft soweit nicht ausfüllbar, und bei Hinnahme des Keims als Gegebenen, ergiebt sich zugleich das im Dasein Gegebene, bei Ueberschau des Pflanzen- und Thierreichs in den geographischen Variationen über die Erde hin, und die Abhängigkeit von klimatisch-physikalischen Agentien, zu denen also im jedesmaligen Falle eine Gleichung hergestellt werden kann, für die Formelreihen der Differenzen, zur Vergleichung, und insofern, auch hier, für Verwendung comparativ-genetischer Methode (in der Induction).

Dies führt auf den Menschen im directen Anschluß betreffs seines Habitus in der Anthropologie (zoologisch), für das Ganze des Menschengeschlechts (wie auf der Erdoberfläche entgegentretend), mit Einschluß von bereits praktischen Aufgaben (gegenwärtig gerade betreffs der Acclimatisation).

Der Schwerpunkt des Menschen jedoch fällt auf die psychische Hälfte, und indem wir ihn hier eingewoben finden in die Vorstellungswelten, in jene über den planetarischen Umlauf hinausschwebende (oder schweifende) Welt der Vorstellungen, gliedert sich diese ebenfalls nach thatsächlichen Anschauungen in den Völkergedanken (dem Elementargedanken nach seinen variirenden Differenzirungen), unter causaler Bedingtheit zu den geographisch-historischen Provinzen, und also deren tellurisch-siderischen Factoren, und wenn wir, nach dem Träger des Gesellschaftsgedankens, (der Völkergedanken unter gesetzlichen Variationen), fragend, auf die Elemente zurückgehen, — wie auf den Elementargedanken im psychischen Wachstum jedesmaliger Völkergedanken, so auf den Elementargedanken, als solchen, aus dem Reflex am geistigen Horizont der Gesellschaftswesenheit im intellektuellen Gesichtskreis des Zoon politikon (bei Aristoteles), — gelangen wir damit auf die Individuen, auf deren im Sprachband verknüpften Ge-

dankenaustausch, und soweit, unter der lautlichen Hülle, auf das treibende Motiv in der individuellen Psychologie, welche also ihre naturwissenschaftliche Behandlung zu erhalten hätte (nach comparativ-genetischer Methode), um den in den bisherigen Arbeiten der Culturvölker deductiv angesammelten Wissensschätzen, die inductive Controlle zuzufügen, bei Aufsteigen von einfachsten Formen (in den Naturstämmen), mit Aussicht zugleich auf neue Entdeckungen, denn „le syllogisme développe mais n'ajoute pas, le procédé inductif, au contraire, ajoute des clartés nouvelles aux anciennes (s. Gratry). Hier nun, aus Mitbethätigung des eigenen Selbst, erlangen wir, kraft des Willens bei Maine de Biran einen Anhalt (zum Anfang) mit dem cartesianischen „Cogito ergo sum", mit dem „Ich als Idee" (bei Fichte), das aus dem „Ich der intellectuellen Anschauung" sich als integrirender Theil innerhalb der Gesellschaftswesenheit (in ihren nationalen Manifestationen) zu berechnen haben würde, und dabei wird dem logischen Rechnen, nach genügend erlangter Uebung, in künftigen Jahrhunderten für einen (psychischen) Infinitesimalcalcul sein Erfinder so wenig fehlen, wie dem mathematischen (auf das Transcendentale hin). Das allgemeine Wohl ist das höchste Gesetz (s. R. Cumberland), in der „benevolentia universalis" auf das eigene Selbst bezogen, da was dem Einen billig auch dem andern recht, und so Jedem gerecht (in der Gesammtheit zum gemeinsamen Besten).

Wenn fernerhin die Gesellschaftsgedanken einer inductiven Behandlungsweise unterzogen werden, um die von ihnen zur Reife gelangten Ideale, — nicht in platonischem Liebessehnen metaphysisch verduftende, sondern greiflich faßbare auf religiös-rechtlichen Vorstellungsbildern begründet) — in ihre Componenten zu zerlegen, wird die Fernschau getroffen von gegenseitiger Spiegelung, von dem auf Sein deutenden Schein (bei Herbart), denn „ipsum naturale lumen rationis est illustratio dei" (s. Thom. Aq.), von einem höhern Licht also, das das Auge, seiner optischen Construction nach, in die Sonne verlegt, das dagegen die Verehrer derselben in ihrer esoterischen Lehre als Illatici-Viracocha faßten, dem „Abglanz allumfassenden Grundes" aus gnostischen

Bythos (oder kumu-lipo in Hawaii). „Comme la notion d'une durée limitée nous suggère celle d'une durée sans bornes, qui n'a pu commencer et qui ne pourrait pas finir, de même la notion d'une étendue limitée nous suggère celle d'une étendue infinie et nécessaire, qui demeure immobile, tandis que les corps s'y meuvent en tous sens; le temps se perd dans l'éternités, l'espace dans l'immensité" (s. Royer-Collard), wobei den Ayatana ihre Aromana entsprechen (zum Abgleich in Bodhi).

Am consequentesten findet sich dies durchgeführt im Abhidharma, wenn dessen Psychologie in solcher Wechselwirkung zwischen Ayatana und Aromâna bei Manas zu dessen Asangkhara-Ayatana gelangt, bei Durchschau der Gesetzlichkeiten im Dharma (innerhalb dortiger Trinität). An Stelle der Identität im Unterschied von Sein und Nichts (bei Hegel) wird der Ausgang von einem Noch-Nicht (in Avixa) gewonnen, und täuschender Maya gegenüber gestaltet sich (mit den Relativitäten der Negation) das „Nirvana" zum eigentlich Realen, also zu einem „Pleroma", wenn es mit naturwissenschaftlich factischen Anschauungen erfüllt werden könnte (durch comparativ-genetische Methode des logischen Rechnens).

Zu einer derartig naturwissenschaftlichen Durchbildung der Psychologie ist indeß die Ansammlung der Völkergedanken, wie deutlich genug auf der Hand liegt, als unerläßliche Vorbedingung zu betrachten, und möge damit also nicht gesäumt werden (zumal seit der Colonialpolitik auch praktische Interessen hinzugekommen sind).

Um die Einheit der Weltanschauung im gegenwärtig „naturwissenschaftlichen" Zeitalter zu wahren, bleibt, wie der Name schon sagt, die naturwissenschaftliche Methode zu wahren, zu hüten und pflegen, zu befolgen, verfolgen, auszuverfolgen bis in ihre Consequenzen, um das traurige Fiasco des Materialismus, der unsere hehre Naturwissenschaft allzu lange bereits entstellt hat, baldigst auszumerzen. Der Geschichtsschreiber des Materialismus „legt den Griffel der Kritik aus der Hand, in einem Augenblick, in welchem die soziale Frage Europa bewegt, eine Frage, auf deren weitem Gebiete alle revolutionären Elemente der

Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine große Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen" und bei dem „Unabwendbaren", das sich vorbereitet, ist die Aussicht gering, die Schätze der Cultur unversehrt in die neue Epoche hinüberzuretten (1877).

Indeß wäre hier die Rettung nun selbst gegeben aus dem naturgemäß geschichtlichen Entwicklungsgang, indem die den Naturwissenschaften bisher noch mangelnde Psychologie dieser hinzuzufügen bleibt, um den Gesichtskreis abzurunden. Dann wird dem prächtigen und mächtigen, aber trotz alle seiner Pracht und Macht unbeholfenen Torso des Materialismus sein denkendes Haupt angesetzt sein, so daß man ihn dann auch Idealismus nennen mag, um den philosophischen Anschluß zu erleichtern. Daß im Uebrigen ein kopfloser Rumpf, dem mit der Psychologie sein Denkapparat fehlt, an dessen regelrechter Verwendung zu denken nicht befähigt war, kann weder Wunder, noch übel genommen werden, und die Schuld liegt in der Naturforschung selbst, am Fanatismus der in Stoff und Kraft Berauschten, die als in glänzender Siegesschlacht der Physiologie, um Mitte dieses Jahrhunderts, die Hegemonie für die Naturwissenschaft erstritten war, nun im Handumdrehen noch die Psychologie hinzunehmen zu können meinte, durch leichte Plänklergefechte. Die verdient erlittene Niederlage würde noch schmählicher geworden sein, wenn der Rückzug nicht nach denjenigen Festen hätte statthaben können, wo auf dem streitigen Terrain die „Psycho-Physik" bereits ihren glänzenden Vorstoß ausgeführt hätte, für das den naturwissenschaftlichen Forschungen dauernd dort zugefügte Terrain. Hier aber sind die „Grenzen des Naturerkennens" gesteckt, indem die Inangriffnahme des geistigen Gebietes jedem, die Stärke und Schwäche seiner Methode ehrlich abwägenden, Naturforscher als hoffnungslose erscheinen muß, so lange die Psychologie unter den Formalitäten der modernen Philosophie repräsentirt (und darauf reducirt) bleibt, denn es „führt der Subjectivismus nach psychologischem Gesetze nothwendig zum Naturalismus, dieser aber zum Materialismus" (s. Gloßner). Und dies ist erklärlich genug, da zur Verwendung der comparativ-genetischen Methode, als der für die

Naturwissenschaft charakteristischen in der Induction, als erste Vorbedingung objectiv beschafftes Material vorausgesetzt sein muß. Im Weiteren wäre sodann, bei Ausgang von der Gesellschaftswesenheit des Menschen, das oft Erwähnte anzuschließen, betreffs ethnischer Materialschaffung, und rascher Handanlegung, ehe hier kostbare Documente für die Menschheitsgeschichte unwiederbringlich entschwunden sein sollten, verloren gegangen durch die Gleichgültigkeit mitlebender Generation, s. „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde“ (I, S. 504).

Solche Klagen ließen kalt, so lange sie wissenschaftlichen Prädilectionen nur entsprungen schienen. Vielleicht treffen sie empfindlicher, wenn praktische Interessen betreffend, die bei fortdauernder Mißachtung in empfindlichster Schädigung zur Empfindung kommen könnten. Sofern hier in der gegenwärtigen Conjunctur eine günstige Wendung erzielt werden sollte, hätten dann auch die Colonien ihr Gutes gehabt, welches, indem es ihnen selbst wieder zu Gute kommen wird, in einem auf beiderseitigem Vortheile beruhenden Abkommen die Dauer desselben am besten garantirt. Im Uebrigen wird das scheinbar unermessene Arbeitsfeld der Ethnologie bedeutsam verringert bei dem Durchblick der elementar gleichartigen Gesetzlichkeiten, wodurch die Hauptpunkte in einer nur geringen Zahl von Rubriken subsummirt werden. Aber wäre es auch mehr! deretwegen würden nicht wir, — die nichts wir, fürchten (wie es heißt), außer Himmelseinsturz etwa (gleich prähistorischen Ahnen) —, vor dem Ende (und seinen Fernen) zurückschrecken. Wenn schon der alte Römer die Kühnheit gerühmt hat, die Sterne des Himmels zu zählen, in philosophischem Ausspruch, wenn Roms Dichter es gesungen: „Nil mortalibus arduum est,“ so werden auch wir (im Stolz auf eine große Zeitepoche) mit der Ethnologie wohl fertig werden (auf kleinem Planeten), in der „Lehre vom Menschen“ (unserer Gegenwart). Durch die comparativ-genetische Methode der Induction wird der einheitlich die künftige Weltanschauung umwölbende Dom emporzuführen sein, mit dem Material der durch die Völkergedanken gelieferten Bausteine (und ihrer Verarbeitung im logischen Rechnen).

Anschließend zwei durch die Tagesverhältnisse veranlaßte Publicationen („Post", 28./2. 89 und 24./3. 89):

Unter den im großen Weltmeere zerstreuten Inselgruppen sind die von Bougainville sogenannten Schiffer-Inseln (Iles des navigateurs) später als die übrigen in den europäischen Verkehr hineingezogen worden.

Lange Zeit wurden sie vermieden und umgangen, unter dem abschreckenden Eindruck, welcher aus der von La Peyrouse geführten Entdeckungs-Expedition überdauerte. Ein großer Theil der vom Kapitän Delangle befehligten Bemannung war damals beim Wassereinnehmen niedergemetzelt worden (in der „Bay de massacre"), und die deshalb von den Kauffahrern geflohenen Gestade der berüchtigten Insulaner erhielten auch in den verschiedenen Umsegelungs-Reisen nur kurz vorübergehende Besuche (von Edwards, Kotzebue, sowie später dann von d'Urville und Wilkes).

Die Inseln blieben seitdem, während der Dauer eines halben Jahrhunderts hindurch, dem Einfluß jenes Verbrecherthums offen, das damals, ein Abschaum der Civilisation, auf den Wellen der Südsee umhergetrieben wurde, den Banden der wegen Meuterei oder Desertation Flüchtigen, welche sich auf versteckten Inseln dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen suchten (wie die aufständische Mannschaft des englischen Kriegsschiffes „Bounty" auf der Pitcairn-Insel).

Samoa wurde dadurch der Tummelplatz für weggelaufene Matrosen und andere Abenteurer, die einen solchen Einfluß auf die Eingeborenen erlangt hatten, um dort ein korrumpirtes Christenthum einzuführen, das die Missionare, als sie mit Ausbreitung der Stationen in der Südsee dorthin gelangten, erst wieder zurecht zu setzen hatten, um für ihre Lehren einen geeigneten Boden zu finden.

Als die Inselbewohner allmälig genauer bekannt wurden, erwiesen sie sich sehr verschieden von dem schlechten Rufe, der ihnen bisher angehaftet hatte. „Ihr Charakter war lange arg verkannt worden" (wie Meinicke bemerkt), durch das Brandmal, das ihnen aus der Vergangenheit aufgeprägt geblieben war. Aus den bei näherer Vertrautheit folgenden Schilderungen treten sie vielmehr mit all' jenen vortheilhaften Zügen hervor, welche bei erster Bekanntschaft mit den Polynesiern einen so anziehenden Reiz ausgeübt hatten, um die von revolutionären Ideen geschwängerten

Köpfe des vorigen Jahrhunderts zu den Schwärmereien über einen unschuldsvollen Naturzustand zu verführen, — (und den ferneren Auswüchsen, die in Rousseaus Schule für sozialistische Theorien verwerthet wurden). Schon die Sagen der Samoaner, soweit sie zur Mittheilung gekommen sind, tragen eine poetisch-romantische Färbung. Sie besitzen eine reich ausgeschmückte Mythologie, und ihre kosmogenische Theorie zeigt jene Tiefsinnigkeit, wie sie neuerdings aus Polynesien bekannt geworden ist, seit den unter König Kalakaua in Hawaii angestellten Sammlungen, sowie aus Neuseeland, durch die Veröffentlichungen des einheimischen Gelehrten John White. In Ergänzung dazu hätte sich manch schätzbares Material, vornehmlich aus Samoa gerade, noch weiterhin hinzugewinnen lassen, wenn man rechtzeitig darauf bedacht gewesen wäre. Ein in verdienstvoller Weise für das Ethnologische Museum thätiger Sammler, der Zahlmeister Weißer auf S. M. S. „Hyäne", war in der damals gepflogenen Korrespondenz auf diese Gesichtspunkte aufmerksam gemacht, und bei seinen wiederholten Besuchen auf Samoa war ihm, wie aus seinen Briefen hervorgeht, Gelegenheit gegeben worden, werthvolle Aufzeichnungen zu machen. Leider wurde ihm bei seiner Rückkehr nach Deutschland die Muße für literarische Verarbeitung versagt, und in einer neuen Dienststellung wieder fortberufen, verstarb er kurz nachher während seines Aufenthalts in Neu-Guinea. Vielleicht mag Einiges von den Tagebuch-Notizen aus dem Nachlaß zu retten sein, dessen Ordnung noch aussteht, doch würde die Darstellung auch dann desjenigen Abschlusses ermangelnd bleiben, der aus den persönlichen Erlebnissen des Beobachters hinzuzufügen ist. Solche Verluste sind schwer bedauerlich, denn eine Vertrautheit mit dem einheimischen Gedankenkreis, eine eingehende Kenntniß der Sitten und Gebräuche, erleichtert am besten ein friedliches Verständniß mit den Naturvölkern, um den bösen Folgen vorzubeugen, die nicht ausbleiben können, wenn es aus Mißverständnissen zu Mißgriffen kommt, und dann trotz bester Absicht Alles verkehrt geht, weil der richtige Weg nicht gekannt ist. Genaue Sachkenntniß bildet stets die unerläßlich erste Vorbedingung für vernunftgemäßes Handeln. So lange der geschichtliche Horizont auf Europa und nächste Nachbarschaft eingeschränkt gehalten war, mochten die exotischen Dinge anderer Erdtheile den Liebhabereien überlassen bleiben, wogegen sie eminent praktische Bedeutung zu beanspruchen beginnen, sobald ihre Fragestellungen mit den faktischen und praktischen Interessen von Handel und Weltverkehr sich eingeknüpft finden. Für nüchtern verständige Geschäftserledigung wird es sich deshalb als rathsam erweisen müssen, bei einer Ausrüstung für überseeische Unternehmungen am wenigsten den wissenschaftlichen Apparat zu vergessen, da sich derselbe im Endresultat als der billigste erweisen wird, bei einer Gesammtberechnung.

Das, wie gesagt, lehrt schon die geschäftliche Praxis und sie wurde deshalb auch befolgt, im weiten Umblick des Großhändlers, von dem Ham-

burger Kaufmannshaus, das zuerst (von Deutschland aus) kommerzielle Beziehungen mit den Inseln der Südsee einleitete.

Die hinausgesandten Handels-Agenten wurden zugleich mit Aufträgen für wissenschaftliche Erforschungen versehen, und die Bände des „Museum Godeffroy“ enthalten eine Reihe wichtiger Beiträge in solcher Hinsicht.

Zufälliger Weise erhielt indeß Samoa gerade eine verhältnißmäßig geringere Berücksichtigung, als die übrigen Stationen. Allerdings beschäftigt sich gleich der erste Brief mit Samoa, aus der Feder eines zuverlässigen Beobachters, und bringt mancherlei Lehrreiches für verschiedene Zweige der Naturkunde. Die Beiträge zur ethnologischen Kenntniß der Inselgruppe sind indeß spärlich verblieben, und auch später ist nicht viel hinzugekommen. Das scheint sich zu rächen, denn dergleichen könnte jetzt zu Gute kommen.

Was hilft dem Tüchtigsten und Gewissenhaften ernstliches Vornehmen, das Wohl seines Amtsbezirks zu fördern, wenn ihm die sozialen Verhältnisse desselben unverständlich sind und die Hülfsmittel mangeln, um dieselben kennen zu lernen?

Bei der zunehmenden Ausdehnung der konsularen Thätigkeit hat sich der nach einem fremden Boden hinausgesandte Vertreter dort erst hineinzuleben, um aus der Schule eigener Erfahrungen zu lernen, und wenn er solche nach einigen Jahren anzusammeln beginnt, ist ungefähr auch wohl der Zeitpunkt der Versetzung gekommen, so daß sein Nachfolger von Frischem wieder anzufangen hat.

Derartige Schwierigkeiten — in Mängeln, denen vorläufig nicht abzuhelfen ist — machen sich am bedenklichsten auf Lokalitäten fühlbar, die durch den Gang der Ereignisse in kolonialpolitische Fragen hineingezogen werden. Von dem Elend, das durch unbedachtes Vorgehen angerichtet werden kann, liegen die Beispiele aus Ostafrika vor Augen, beklagenswerther um so mehr, weil dort bereits die Hilfs- und Lehrmittel einigermaßen zu Gebote standen, aus denen Informationen hätten entnommen werden können. Für Samoa fließen die Quellen korrekter Belehrung weniger ausgiebig, und desto mehr werden also dort, um fernere Fehlgriffe zu vermeiden, die Vorsichtsmaßregeln zu treffen sein, damit der bereits geschürzte Knoten ohne Schädigung der Betheiligten wieder gelöst werde. Es hat sich dort eine komplizirte Situation geschaffen, indem die Interessen dreier Großmächte auf dem kleinen Inselfleck Upolu's zusammengetroffen und in Durchkreuzungen gerathen sind.

Die Höhe des dadurch gelaufenen Risikos steht in solchem Mißverhältniß zu den bisher gewährten, oder günstigsten Falles zu erwartenden Handelsvortheile, daß für eine Erklärung der Hinblick auf die Zukunft zugezogen werden muß, auf die Eröffnung nämlich eines isthmischen Kanals und der dadurch gesteigerten Bedeutung dieser central gelegenen Inselgruppe.

Indeß kommt hier auch Allerlei sonst noch zusammen, was erschwerend wirkt, um diesen „Stein des Anstoßes", so rasch wie gewünscht, aus dem Wege zu räumen. Die freie Aktion des diplomatischen Verkehrs findet sich bei dem gegenwärtigen Stand der Samoa-Angelegenheit mehr als gewöhnlich gehemmt, da jeder der zur Berathung vereinigten Regierungen eine Reihe privatinteressirter Zuschauer auf die Finger sehen, um über die getroffenen Maßnahmen ihre parteiisch gefärbten Beurtheilungen auszusprechen. In London würde sich das Publikum um das kleine Inselchen, das unter dem Besitzreichthum eines großen Kolonialreiches nebensächlich verschwindet (ohne die Bedeutung eines Gibraltar oder Malta), wahrscheinlich nicht groß grämen, aber in den australischen Kolonien ist man stets zu einem Aufschrei bereit, der, in Steigerung seiner gegen das Mutterland gerichteten Klagen, die Wahrung vermeintlich vernachlässigter Interessen so energisch möglicherweise empfehlen könnte, um zu jenen Extremen zu führen, die, wenn auch gegenwärtig noch nicht zu fürchten, doch einstens vielleicht gefürchtet sind.

In Washington, um das Festhalten an der Monroe-Doctrin berechtigter betonen zu können, dürfte man dem Herbeiziehen von Nichtamerikanischem eher abhold, oder doch wenig geneigt sein. An der pacifischen Küste dagegen schlagen die Sympathien für pacifische Inseln so lebendig, daß die Stimme des reichen und mächtigen Staates am Regierungssitz nicht unbeachtet überhört werden kann, wenn an den nationalen Patriotismus apellirt wird, der die Staaten geeinigt hat zu ihrer großen Republik. Und hier mag durch populäre Schlagwörter patriotischer Fanatismus entfesselt sein, der, wenn die vernunftgemäßen Grenzen überschritten sind, sich jeder Zurechnungsfähigkeit entzieht.

Diese an sich bereits hindernden Hemmnisse, welche einer ruhig überlegten Ordnung der Verhältnisse in diplomatischer Berathung entgegenstehen, vermehren sich durch die Unsicherheit oder den völligen Ausfall einer einheimischen stabilen Regierungsform auf demjenigen Terrain, wo durch künstliche oder gekünstelte Vereinbarungen eine staatliche Behausung errichtet werden soll zum gemeinsamen Zusammenleben. Keine leichte Aufgabe, wo so viele fremdartige Elemente durcheinander kommen.

Fast könnte man sagen, daß auch der Schatten einer Autorität fehlt, woran bei den Verhandlungen irgendwie anzuklammern wäre, denn wenn die politischen Verhältnisse Samoas an sich bereits locker und lose zusammengewebt waren, kann es nicht Wunder nehmen, daß sie gegenwärtig völlig aus Rand und Band gerathen sind in Folge all der Eingriffe, welche sie bald von der einen, bald von der andern Seite her während dieser letzten hundert Jahre zu erdulden gehabt hatten.

Daß gerade die für Samoa eigenthümlichen Verhältnisse das gute Einvernehmen im internationalen Verkehr gefährlich bedrohen, hat vor Jahren bereits ein vorzüglicher Kenner polynesischer Verhältnisse ausge-

sprochen, der Konsul Pritchard, der im Jahre 1866 das dortige englische Konsulat versah. Darüber konnte Niemand besser ein Urtheil zustehen, als gerade ihm, der in seiner Jugend jene kritische Katastrophe durchlebt hatte, aus welcher ein Krieg zwischen England und Frankreich, der kleinen Insel Tahiti wegen, nur durch einen Zufall gleichsam verhindert wurde. Als Sohn des englischen Konsuls, der damals als Gefangener auf französischem Kriegsschiff fortgeführt worden, in Tahiti geboren, hatte er Gelegenheit, durch seine politische Verwendung auf verschiedenen der ozeanischen Inselgruppen Erfahrungen zu sammeln und solche dann während seines Aufenthalts in Samoa zu verwerthen.

Die besonderen Schwierigkeiten, die gerade dort im Verkehr mit den Eingeborenen zu überwinden sind, finden sich in seinem Buche („Polynesian Reminiscences“) anschaulich geschildert, und er zeigt an selbstdurchlebten Beispielen, wie weittragend ernstliche Folgen aus scheinbar jämmerlichen Kleinigkeiten hereinstürzen können, wenn das erste Steinchen, das die Lawine ins Rollen gebracht, rechtzeitig zu beseitigen nicht gelungen sein sollte.

Ausschlaggebend, wie er bemerkt, hat es zu gelten, daß der jedesmalige Fall nach demjenigen Sinne aufgefaßt und behandelt wird, wie nach der Eigenthümlichkeit des dortigen Gedankenkreises zu richtiger Entscheidung bei der Beurtheilung verlangt ist. Zur Vorbedingung benöthigt sich also eine Kenntniß des autochthonen Volkscharakters, das ethnische Studium desselben. Ein vernunftgemäßer Verkehr kann dann erst eingeleitet werden, wenn beiderseitig ein einheitlicher Gedankengang ausverfolgt wird. Sonst (wie bei Unkenntniß der lautlichen Sprache) redet man unverständlich, in Mißgriffen und Mißverständnissen.

Die Samoaner, wie Pritchard darlegt, sind ein geistig begabtes aufgewecktes Volk, redebegabt bis zur Spitzfindigkeit, und empfindlich in ihrem „point d'honneur“, der sie aus Ruhmsucht zu unüberlegten Thaten treiben mag, jedenfalls aber, wenn plump verletzt, in störrigen Haß ausartet, und sie aus dem Concept der Zurechnungsfähigheit bringt, wenn gewaltsam das zerrissen wird, was sie bisher in religiös heiligen Banden hielt, aus überlieferten Sitten und Gebräuchen. Und so, wie dieser treffliche Kenner hinzufügt, wird es leicht gelingen, daß die angesammelten Zündstoffe, ehe sie zur Explosion gelangen, gemüthlich fortgeschafft werden („to be quietly talked away“), statt daß man sich später würde gezwungen sehen, sie hinweg zu donnern.

In den Rechtsfällen, die unter seine Amtsbefugnisse fielen, werden instruktive Beispiele vorgeführt, mit zugehörigen Einzelheiten. So wird ein umständlicher Fall erzählt, der durch Mißhandlung oder Mißachtung eines zum Häuptlingsbesitz gehörigen Hundes entstanden war. Die Sache verschleppte sich ihre Instanzen hindurch und wurde allmälig so ernst, daß Kriegsschiffe requirirt werden mußten, und tagelang Konferenzen gepflogen

wurden zwischen dem großbritannischen Herrn Konsul, dem Kommandanten Ihrer Majestät Kriegsschiffe und anderen Beisitzern. „Dem Leser scheint es vielleicht kaum angemessen für hohe Würdenträger, sich mit solchen Läppeleien zu beschäftigen", aber (wie der Verfasser hinzufügt), um sie den einheimischen Rechtsgebräuchen gemäß todt zu machen, verlohnte sich einige Mühewaltung, weil sonst vielleicht, wer weiß was, daraus gekommen sein könnte.

Die staatlichen Verhältnisse Polynesiens wurden zur Zeit der europäischen Entdeckungen, und durch diese veranlaßt, im Auflösungsprozeß angetroffen, und der (überall ungefähr analoge) Verlauf ist in der Geschichte Tongas am deutlichsten zu verfolgen (aus Marìners Berichten).

Auf Samoa herrschte das Recht des Stärkerem im Malo (dem Vaivai gegenüber), und die seit La Perrouses Zeit in Aana (auf Upolu) geführte Hegemonie fand sich bei Ankunft des Missionars Williams (1830) im Uebergang auf Manono, und dann wurde durch Malietoa in Lutnamasanga (bei Erskine's Anwesenheit) diejenige Herrschaft hergestellt, welche als Malo-to-toa („the gentle government") bezeichnet war (nach Wilkes' Bemerkung), und sich nach der Vernichtung Aana's, im Kriege gegen Atua (1847), unter Malietoa (aus Mali in Sangana) mit der Bundesgenossenschaft aus Savaii kräftigte, (von welcher Insel her der Seher Vaapu berufen gewesen war). Im Jahre 1878 wurde Malietoa Talavou (cf. Turner) zum König erhoben („subsequently recognised by the Governments of England and the United States"). Der Stützpunkt der früheren Herrschaft lag in dem Felseneiland Apollma, das gleich der Nachbarinsel Manono (und dortig tongaischen Geschlechtern) mythologisch schon mit Fiji verknüpft war (durch Nono, Sohn des Königs Tuiolantala).

Auf zeitweise Eroberungen der Tonganer werden die Reste alter Wegbauten zurückgeführt, und Sagen mythologischer Färbung knüpfen sich an die Steindenkmale, nach Art der Dolmen (aus prähistorischer Zeit).*)

---

*) In der soeben (April 6., 89) ausgegebenen Nummer der „Deutschen Kolonial-Zeitung" findet sich über Samoa ein mit Sachkenntniß (unter kartographischer Beigabe) geschriebener Artikel, worin aus obigem Feuilleton einige Sätze, (ohne Nachweis darüber), hineingenommen worden sind, und wird dies für den Leser bemerkt, dem die wörtliche Uebereinstimmung auffallen sollte (die sachliche ist selbstgegeben, mit Verstärkung durch doppelte Bestätigung). Aus den erwähnten Arbeiten über polynesische Philosophie, war aus White's Darlegung (in den jetzt erfolgten Veröffentlichungen) sein Schema mitgetheilt, in: „Zur Kenntniß Hawaii's" (Berlin 1883), das kosmogenische Lied in: „Die heilige Sage der Polynesier" (Leipzig 1881). Bei jetziger Rückkehr Herrn Dr. Stübel's

Das Museum für Völkerkunde.

Als bei jenem feierlichen Weiheakte, am 18. Dezember 1886, unter höchstem Protektorate die Männer des Staates, der Wissenschaft und Kunst in dem Lichthofe des Museums für Völkerkunde vereinigt waren, um dasselbe fortan dem Gebrauche des Publikums zu übergeben, kamen in den damals gesprochenen Worten diejenigen Ziele zum Ausdruck, denen dieser Prachtbau gewidmet sein würde. Wie die Ethnologie, ist das für sie bestimmte Museum ein Kind unserer Zeit, neu noch und jung, aber vollkräftig bereits geboren, weil durch die Zeitbedürfnisse selbst in's Leben gerufen und durch ihre Stimme verlangt.

Was bei der Begründung dieses Staats-Institutes bedingend mitgewirkt hat, führt zurück auf den in unserer Gegenwart mächtig schaltenden Faktor, der hinaustreibt in die große Welt, die auf der Erdenweite gebreitet liegt, der den Blick erweitert in wissenschaftlicher Umschau, der im internationalen Verkehr zugleich die Nationen aneinanderknüpft, um die Weltgeschichte wie bisher verstanden, umzugestalten zu einer Geschichte des Menschengeschlechtes (im humanistischen Sinn).

Interessen tiefgreifend praktischer Bedeutung sind es, um die es sich handelt in Handel und Wandel, in dem Welthandel sowohl, wie in kolonialen Beziehungen und Berührungen mannigfacher Art.

Bei der Verschiedenartigkeit solcher Zeit- und Streitfragen kommt das Bedürfniß zur Geltung, die entsprechenden Vorkehrungen getroffen zu sehen, um wissenschaftliche Hilfsapparte zu beschaffen für geeignete Auskunft beim Auftreten von Kontroversen, um Mißgriffe zu vermeiden oder schädlichen Folgen derselben vorzubeugen.

Wenn von Europa, als dem weltgeschichtlichen Kontinent, abgesehen wird, erheben vier große Kontinente Anspruch darauf, in den ethnologischen Museen ihre Vertretung zu finden, für die Volkskreise, die sie bewohnen. Den begründetsten diejenigen, welche, auf dem Zustande der Unkultur verblieben, noch nicht zur Schrifterfindung fortgeschritten sind, indem gerade solch' tiefstehende Organismen instruktive Beobachtungsobjekte bilden, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt, wie aus den in Botanik und Zoologie vorliegenden Erfahrungen genugsam bewiesen ist. Was also hier in der genaueren Kenntniß von Pflanzen und Thieren vollberechtigter Weise ge-

---

auf seinen Consular-Posten eröffnet sich Aussicht auf weitere Bereicherung unserer ethnologischen Kenntnisse, welchen sich derselbe bei seinem ersten Aufenthalte eingehend bereits zugewandt hatte. Ueber die Sendung Steinberger's (unter Grant's Präsidentschaft) findet sich Näheres in der amerikanischen Zeitschrift: „The Nation" (Februar, 1889, No. 1232.)

schehen ist, mag daneben auch der des Menschen gegönnt werden, in den zu seinen Gunsten errichteten Museen.

Freilich stehen manche Hindernisse im Wege, da hier die Sammlungen nicht, wie sonst naturwissenschaftliche, direkt von der Natur geliefert werden, sondern unter sorgsamen Cautelen zu gewinnen sind. Nicht nur mit fernen Erdtheilen sind Beziehungen einzuleiten, sondern auf ihnen wieder mit entlegensten und schwer zugänglich versteckten Winkeln gerade, weil dort die seltensten Fundstücke zu erwarten stehen, die in wissenschaftlicher Abschätzung werthvolleren Sammlungen nämlich, sofern treu noch und ächt, ohne bereits der an den Küstenstrichen unvermeidlichen Durchsetzung mit fremdartigen Elementen anheimgefallen zu sein.

Indem ein ethnologisches Museum mit dem Netz seiner Korrespondenten den Globus zu umspannen hat, wird für ungestörte Fortführung der weitschichtig eingeleiteten Operationen eine finanziell geregelte Unterlage zum nothwendigen Erforderniß, und der bisherige Ausfall einer solchen hat sich in nachtheiliger Weise bereits fühlbar gemacht.

Neben den dankenswerthen Unterstützungen aus jener Gönnerschaft, wodurch sich deutscher Bürgersinn oftmals schon in glänzender Weise bethätigt hat, neben den durch Deutschlands diplomatische Vertreter im Auslande, durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes, durch die Kaiserliche Admiralität, durch Reisende und altbewährte Freunde gewährten Geschenken, war das Museum nur auf wechselnde, vorwiegend außergewöhnliche Bewilligungen hingewiesen, und es lag deshalb seit länger bereits in Absicht und Wunsch, einen normalen Zustand hergestellt zu sehen. Dafür war in diesem Jahr Aussicht eröffnet worden, doch hat die Budget-Kommission, wie es scheint, Einwendungen erhoben. Immerhin kann nicht an der Höhe der beantragten Summe Anstand genommen werden, da sie im Verhältniß zu der Vielfachheit und der Weitsichtigkeit der Aufgaben, welchen Rechnung zu tragen ist, in den eingehaltenen Grenzen als mäßig beschränkt gelten muß. Sollte hier nochmals wieder neue Verzögerung eintreten, so wäre dies tief bedauerlich für die Ethnologie, bei deren gegenwärtig kritischer Lage, wo jeder Tag gewissermaßen zählt, jeder Tag über Sein oder Nichtsein entscheiden mag, betreffs der Einregistrirung bedeutungsvoller Phasen aus der Menschheitsgeschichte oder ihrem Ausgetilgtsein für immer. Bei der rapiden Steigerung des internationalen Verkehrs, in Vermehrung der Dampfschifffahrten, der Verlängerung der Telegraphenlinien, dem ununterbrochenen Vordringen der Pioniere nach allen Richtungen hin, vollzieht sich der Uebergang aus einem vergangenen Zeitalter in das der auföffnenden Zukunft. Eine alte Welt geht zu Grunde rings um uns her. Rings um uns her versinken sie in das Nichts, die ethnisch charakteristischen Gedankenkreise der schwachen Naturstämme, mitunter die der Kulturvölker selbst, da sie alle überschwemmt, fortgerissen, vernichtet, oder doch zersetzt und durchdrungen

werden von der gewaltig mächtigen, anschwellenden Fluth unserer europäischen Civilisation. Der Schwache erliegt vor dem Starken, das ist des Stärkern Recht, und daß diese in Unkultur vegetirenden Organismen zu Grunde gehen, um den Boden zu düngen für eine höhere Kultur, führt der Geschichtsgang selber herbei, ein unaufhaltsamer und ein gerechter, in Hinrichtung auf humanistische Ziele.

Wenn es sich jedoch so verhält, wenn durch des Geschickes unerbittliches Gebot diese ethnischen Cryptogamen auszutilgen sind von dem Antlitz der Erde, so wird es verständig nicht nur, sondern klug auch gehandelt sein, rasch vorher noch ihr Abbild zu nehmen und ihre Reliquien, so weit die Rettung möglich, in den Museen aufzubewahren, als kostbares Material für künftige Studien in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Diese Austilgung ist nicht im physischen Sinne zu nehmen, denn mit dem sogenannten Aussterben der Naturvölker hat es nicht solche Noth, wie sentimental angelegte Naturen mitunter zu beängstigen scheint. Was dagegen ausgetilgt und als unwiderbringlich dem Untergang verfallen betrachtet werden muß, das sind die psychischen Originalitäten, die Schöpfungen des jedesmalig ethnischen Gedankenganges, der, sobald ein dauernder Kontakt mit der Civilisation eingeleitet ist, in seiner primären Originalität vom Todeskeim getroffen ist. Hier also, zum Ruhm und zur Ehre des preußischen Staates, unter dem Zusammenwirken der in einer gemeinsamen deutschen Gesellschaft vereinigten Mitarbeiter am Aufbau der Anthropologie und Ethnologie, steht auf europäischem Boden das erste Rettungsasyl errichtet in der stolz und stark emporstrebenden Vorburg des Museums für Völkerkunde, — stark indeß nur, wenn die Landesvertretung ihren starken Arm wird leihen wollen, in Zuweisung der wie für ideale, auch für praktische Zwecke erforderten Mittel. Da einem Zeiterforderniß, das mit unverkennbarer Deutlichkeit seine Forderungen stellt, die ihm zugehörige Berücksichtigung nicht entzogen bleiben kann, wird den darüber bevorstehenden Verhandlungen vertrauensvoll entgegengesehen werden dürfen.

Möge rechtzeitig noch Hülfe kommen. Rasch vorübergehend hat es geklafft mit Hoffnung auf tieferen Einblick in manch' verschleierte Weltordnung, im Augenblick des Jetzt, — beim Uebertritt aus einem Zeitalter in das nächste, auf der Schwelle zwischen beiden —: für eine Generation, die in ihrer Jugend auf Postwagen noch befördert, gegenwärtig mit Schnelligkeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe die Erde durcheilt, eine Generation, die sich der Schwefelfäden noch rückzuerinnern vermag, um Licht zu machen, und die, nach den Uebergangsstufen der chemischen und pneumatischen Feuerzange, bis zu den Zündhölzern, sich heute von blendender Helle umstrahlt findet, nicht aus Gasflammen nur, sondern mit

Kraft der Elektricität, momentaner Macht (auf mächtigste Nachwirkungen hin). Nie, so lange die Erde sich dreht, hat im Ueberblick der Menschheitsgeschichte ein ähnlich rascher Wandel sich vollzogen, nie wird sie wiederkehren, eine gleiche Gelegenheit. Und so, um sie auszunutzen, kann nicht genugsam der Hülferuf sich wiederholen, um Rettung kostbarsten Materials in den Völkergedanken für eine naturwissenschaftlich zu begründende Psychologie, ehe es „zu spät" dafür (und dann auf immer). Eile thut Noth, denn aus elfter hat sich die zwölfte Stunde bereits gekündet, und bald wird der letzte Glockenschlag verklungen sein (im leeren Schall, wenn sympathisch nicht erhört).

Druck von G. Bernstein in Berlin.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Bastian, A., Prof. Dr., Beiträge zur vergleichenden Psychologie. Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. 1868. gr. 8. geh. 5 Mk.

— Der Buddhismus in seiner Psychologie. Mit einer Karte des buddhistischen Weltsystems. 1882. gr. 8. geh. 7 Mk. 50 Pf.

— Inselgruppen in Oceanien. Reiseergebnisse und Studien. Mit 3 Tafeln. 1883. gr. 8. geh. 7 Mk. 50 Pf.

— Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. 1881. gr. 8. geh. 4 Mk.

— Völkerstämme am Brahmaputra und verwandtschaftliche Nachbarn. Reise-Ergebnisse und Studien. Mit 2 Tafeln. 1883. gr. 8. geh. 6 Mk.

— Vorgeschichte der Ethnologie. Deutschlands Denkfreunden gewidmet für eine Mußestunde. 1881. gr. 8. geh. 2 Mk.

— Zur Kenntniß Hawaii's. Nachträge und Ergänzungen zu den „Inselgruppen in Oceanien". Mit 1 Tafel und 2 Beilagen. 1883. gr. 8. geh. 4 Mk.

— Afrika's Osten mit dort eröffneten Ausblicken. Heft 1. 1885. gr. 8. geh. 1 Mk. 20 Pf.

— Einige Blätter zur Colonial-Frage. 1884. gr. 8. geh. 75 Pf.

— Die Colonie der Tagesdebatte und coloniale Vereinigungen. Einige Fragestellungen. 1884. gr. 8. geh. 1 Mk. 20 Pf.

— Europäische Colonien in Afrika und Deutschlands Interessen sonst und jetzt. 1884. gr. 8. geh. 1 Mk.

— Zwei Worte über Colonial-Weisheit von Jemandem, dem dieselbe versagt ist. 1883. gr. 8. geh. 40 Pf.

— Indonesien oder die Inseln des malayischen Archipel.

I. Lieferung: Die Molukken mit 3 Tafeln. 1884. gr. 8. geh. 5 Mk.

II. Lieferung: Timor und umliegende Inseln mit 2 Tafeln. 1885. gr. 8. geh. 6 Mk.

III. Lieferung: Sumatra und Nachbarschaft mit 3 Tafeln. 1886. gr. 8. geh. 7 Mk.

IV. Lieferung: Borneo und Celebes mit 4 Tafeln, befindet sich unter der Presse.

Druck von G. Bernstein in Berlin.